This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

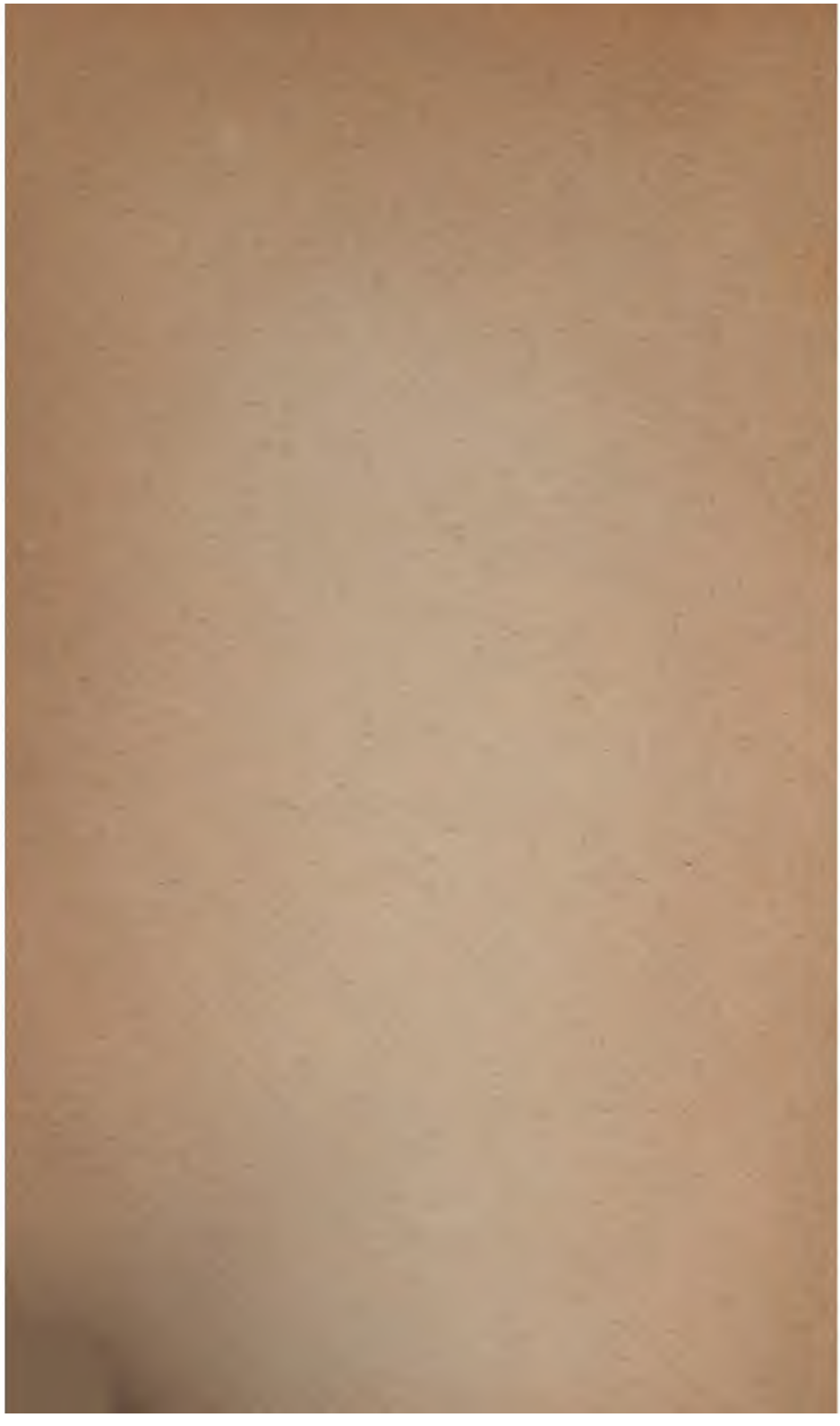
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB
80.8
G4G4

BIBLIOTHEK
des k.k. Justiz- Ministeriums.
Nummer XLIII 99.
Jahr der Erwerbung
Art der Erwerbung
Bibliothekssaal
Kasten 47
Fach 6

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD LIBRARIES



Ueber die Tagebücher

von

Friedrich Gentz,

und

gegen Varnhagen's Nachwort.

BIBLIOTHEK
DES K.K.
JUSTIZ-MINISTER

(Ein Nachtrag zu der Schrift Friedrich Gentz und die heutige Politik.)

Von

Josef Gentz

Wien, 1861.

Wallishausser'sche Buchhandlung (Josef Klemm),

hoher Markt 541.

TME

DB 80.8
G4G4

Inhalt.

Seite

Die Tagebücher und Varnhagen's Nachwort 5

Varnhagen von Enſe über Gentz 36

Robert von Mohl über Gentz 40

Gentz und Johannes Müller 45

Der letzte Brief von Gentz an Johannes Müller 48

Nachwort 54

Literariſche Notiz 64

bietet; daß abermals nur die Einigung von Oesterreich, Deutschland und England der Gefahr gewachsen wäre, die auch jetzt, auch bei dieser momentanen Windstille noch drohend über uns schwebt.

Da bei diesen Betrachtungen die Unabhängigkeit Deutschlands und dessen Verhältniß zu den Napoleoniden in erster Reihe steht, so war die Beziehung auf den großen deutschen Schriftsteller, der jahrelang allein gegen den ersten Napoleon kämpfte, fast nicht zu umgehen. Die Gerechtigkeit verlangte, daß dem so hart verurtheilten Wirken seiner späteren Zeit die so wenig erkannten Verdienste um die Befreiung Deutschlands scharf entgegengestellt wurden.

Mehr konnte eine Schrift von so kleinem Umfange nicht leisten. Eine Erklärung des Charakters von Gentz, die nach dem schönen Ausspruche der Staël: »Wer Alles verstünde, der müßte Alles verzeihen« — zugleich eine wahrhafte Vertheidigung wäre, mußte tiefer ausholen und sich weiter ausbreiten dürfen, als es der Drang dieser stürmisch bewegten Zeit erlaubt.

Nun aber tritt ein direkter und leidenschaftlicher Angriff auf, er fordert eine direkte Abwehr. So eben erschien das Werk: »Tagebücher von Friedrich von Gentz«, mit einem Vor- und Nachworte von Varnhagen von Ense. Das Tagebuch ist echt, es mag selbst für sich sprechen. Es ist mit einer Unbefangenheit geschrieben, die dem Schreibenden den Stempel des Genies aufdrückt. Denn nur der wahrhaft genialen Natur ist es eigen, sich selbst mit einer so kindlichen Harmlosigkeit anzuklagen. Es ist, als wüßte er nicht, daß er in einer Maskenwelt lebt. So schrieb Rousseau seine Konfessionen. In diesem Sinne sagt Goethe: »Ich wüßte keinen Fehler, den ich nicht selbst

begehen könnte.« Das meinte Schoppenhauer, als er sagte: »Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie, und jedes Genie gewissermaßen ein Kind. Die Verwandtschaft Beider zeigt sich zunächst in der Naivetät und erhabenen Einfalt, welche ein Grundzug des echten Genies ist.«

Der rückhaltlosen Wahrheit dieser Memoiren gegenüber hat sich der ungenannte Herausgeber erlaubt, dem Leser ein von Partei-Antipathie gefälschtes Urtheil zu oktroiren. Varnhagen lebt nicht mehr, das Vorwort ist ganz in seinem milden, wohlwollenden Sinne geschrieben; das schroffe, ungerechte Nachwort widerspricht ihm in Inhalt und Form; es widerspricht auch Allem, was Varnhagen früher über Gentz geschrieben. Es lautet so:

»Nicht ohne Schaudern, und jetzt, nach so viel Jahren, bei freiem Rückblicke, nicht ohne Erbarmen, sieht man in den vorstehenden Blättern die stumpfen, herzlosen Diplomaten am traurigen Werk, der eigenen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie in Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft nun auf ihrer Seite zu haben! Nicht ohne Schaudern, wenn man bedenkt, daß solche Nichtswürdigkeit zwar immer bekämpft und oft durchbrochen von frischer Kühnheit, doch ein ganzes Menschenalter hindurch sich über uns herrschend behauptet hat; nicht ohne Erbarmen, wenn man erwägt, wie plötzlich und schmachvoll sie doch endlich in eigener Schande zusammengestürzt und mit ihren Urhebern den Verwünschungen von ganz Europa verfallen ist! Man sieht, wie die Herrschenden und Vornehmen hier fast allein auf bürgerliche Schultern sich stützten, wie ihre Sache ohne die Willfährigkeit und die Geisteskräfte eines Gentz, eines Adam Müller — denn auch dieser lieferte blinkende Waffen des idealen und gefälligen Ausdrucks in ihre Hände — rath- und kraftlos geblieben wäre. Wie Gentz selber über die Menschen dachte, denen er diente, haben wir am Schlusse seines Tagebuches vom Jahre 1814 gesehen. Je ausgezeichneter seine Geistesfähigkeiten in der That waren, um so mehr verdient ihr

Gebrauch zum Dienſte der ſchlechteſten Zwecke herabgewürdigt, zur Knechtung und Schmach der eigenen Nation, eben um dieſer hohen Gaben willen am ſchärfſten und unauslöſchlichſten gezeichnet zu werden!«

Wer verbürgt die Echtheit dieſes Nachwortes, wer wagt es zu behaupten, daß der feingebildete, zartfühlende Varnhagen ſeinem Freunde, den er lebend ſo hoch ſtellte, nach ſeinem Tode noch einen meuchleriſchen Streich verſetzen wollte?

Was ſoll das heißen: »Mit dieſem Ausbruche frevlen und wahnſinnigen Uebermuthes ſchließen wir diesmal unſere Mittheilungen?« Wer hat dieſes »diesmal« geſchrieben? Varnhagen doch nicht, da er nicht den Muth, folglich nicht die Abſicht hatte, die Memoiren ſelbſt herauszugeben. Jener Ausbruch des Frevels und Wahnſinnes' aber lautet wörtlich ſo: »Dienſtag den 14. (1819) um 11 Uhr bei Fürſt Metternich. Der letzten und wichtigſten Sitzung der Kommiſſion zur Beſtimmung des dreizehnten Artikels der Bundesakte beigewohnt, und meinen Theil an einem der größten und würdigſten Reſultate der Verhandlungen unſerer Zeit gehabt. Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig!«

Wäre mir dieſe Stelle zu Gebot geſtanden, ich hätte ſie ſelbſt zitirt. Denn ironiſch iſt ſie nicht gemeint, ſondern im Ernſte, alſo ein Beweis, daß Gentz nicht für die Schmach der eigenen Nation, ſondern ganz bona fide für ſeine Regierung wirkte, und daß er von dem Nutzen und der Wichtigkeit ſeiner Bemühungen für die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt der Staaten vollkommen überzeugt war. Niemand, der Gentz's Schriften kennt, wird darin irgend einen Rückhalt finden, der Anderes meinte, als er ſchrieb. Dieſer beiſpiellos offene Charakter hätte ſich ſicher nicht mit der Befriedigung des Gerechten, der eine Pflicht zu

erfüllen glaubt, sondern mit dem Triumphe des Listigen geäußert, der die Andern verhöhnend niedertritt. Ein so scharfsinniger Mann hätte sich die Gelegenheit zu irgend einer mephistophelischen Andeutung nicht entgehen lassen. Sein Hohn aber trifft nie die Sache, die er vertritt, — sie steht ihm immer hoch — sehr oft jedoch die Mitarbeiter, seine eigene Partei, die ihm nichts weniger als hoch steht.

Daß aber ein so hellsehender Geist wie Gentz bei jener Reaktion ganz in gutem Glauben war, beweiset eben, daß es damals der konservativen Partei möglich und erlaubt war, das für gut und heilsam zu halten, was wir jetzt mit eben so ungeheucheltem Widerstreben als schlecht und schädlich verdammen.

Daß Varnhagen damals selbst so dachte wie die deutschen Regierungen, denen er diente, kann man aus seinen Schriften ersehen. (Man sehe in der Beilage die Stelle: daß mit Napoleons Besiegung ꝛc.)

Zudem weiß man ja, daß der Vorschlag einer freisinnigeren Bundesverfassung zuerst an dem Widerstande der süddeutschen Staaten scheiterte, und daß der Artikel 13 selbst in jener traurigen Gestalt nur durch die Festigkeit Oesterreichs und Preußens durchgesetzt wurde. Das konnte doch dem preußischen Diplomaten Varnhagen nicht unbekannt sein. An sich aber ist weder dieser 13. Artikel, welcher sagt: »In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden,« noch die von der Kommission getroffene Bestimmung: »daß die bestehenden landständischen Verfassungen nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden dürfen,« für die damalige Zeit so gräßlich, um jene furchtbaren Verwünschungen zu motiviren. Man darf sie

nur mit dem vergleichen, was noch in unseren Tagen post tot discrimina rerum in derselben Richtung versucht wurde.

Was heute durch nichts zu entschuldigen ist, war vor fünfzig Jahren wenigstens ein Problem, dessen Lösung beide Parteien mit voller Gleichberechtigung anstreben konnten.

Dies Alles wußte Varnhagen sehr gut. Er selbst sagt im Vorworte: »Die Einsicht in den Menschen Gentz, in das Werden und Treiben einer solchen Persönlichkeit wird in jedem Fall dadurch gewinnen, durch die Einsicht aber die Billigkeit des Urtheils.« Er selbst schrieb in seiner Biographie von Friedrich Gentz: »Einem gewissen Freiheitssinne, einem Anspruche auf Selbstständigkeit, einem Bedürfnisse der Untersuchung und Prüfung, einem höchsten Rechte der Vernunft und der Wahrheit hat Gentz niemals abgesagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verstanden.«

Das schrieb er im Jahre 1836, vier Jahre nach Gentz's Tode, siebzehn Jahre nach der Abfassung jener Schlußacte. Wie soll man glauben, daß derselbe Mann gewünscht habe, das direkte Gegentheil seiner eigenen Meinung dem Publikum preiszugeben, sich selbst preiszugeben mit einem Urtheile, welches oberflächlichen Laien zustünde, nicht aber dem Kenner der Menschen und Verhältnisse; mit einem jener banalen, unhistorischen Urtheile, welche an die vergangene Zeit das falsche Maß der vorgeschrittenen Menschheit anlegen.

Daß Varnhagen das Nachwort als »Ausbruch« eines momentanen Gefühles niedergeschrieben, ist nicht unmöglich. Die letzten Bände seiner Denkwürdigkeiten (8. 9. Bd. im Nachlasse) bezeugen, daß sich unter der Hülle des glatten, zarten Diploma-

ten der Kern einer scharf protestirenden Natur barg; sie bezeugen aber auch, daß hinter dem Alles beschönigenden, alle politischen und moralischen Unebenheiten ausgleichenden Style des berühmten Biographen ein Zug von Muthlosigkeit versteckt lag, der an Treulosigkeit grenzt und wahrhaft verzweifeln macht. Noch mehr tritt dies in dem gleichfalls nachgelassenen Briefwechsel mit Alex. Humboldt hervor. Das war die Privatmeinung dieser Männer über die Machthaber, denen sie täglich huldigten, von denen sie ehrerbietig Auszeichnungen annahmen, gegen die sie sich nicht das leiseste Wort des Tadels erlaubt hätten.

Wenn das bei den Notabilitäten der politischen Literatur offenbar wird, was soll man von den Andern denken? Die edle Einfachheit und Seelengröße, der Muth der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche die höchsten Zierden des Menschen und die ersten Bedingungen freier Staaten sind, wo soll man sie suchen, wenn man bei den Heroen der politischen Literatur nur zaghafte Lüge und zahme Heuchelei an dem Platze findet, den jene Tugenden einnehmen sollten?

Dessenungeachtet wäre es noch immer eine Beleidigung Varnhagen's, zu glauben, daß er den Druck dieses Nachwortes erlaubt oder gar verfügt habe.

„Nicht ohne Schaudern“ kann er nachträglich das sehen, was er als Augenzeuge ganz gemüthlich erlebt und ganz gelassen hingenommen hat.

Aus feigem Hinterhalte, nicht lebend dem Lebenden, nicht einmal lebend dem Todten gegenüber, — entfaltet dieses Nachwort allen Stolz der politischen Tugend und allen Glanz einer Freisinnigkeit, die der Autor früher kundzugeben nicht für zweckdienlich hielt. Sie kommt zum Vorschein, da die Gefahr vorüber,

da sie bereits der allgemeinen Zustimmung sicher ist, und dem Schreibenden nicht mehr schaden kann. — Das ist eine Gemeinheit sondergleichen, ein Mangel an Ehrenhaftigkeit, den man einem Varnhagen doch nicht zumuthen kann.

Wer immer die Tagebücher mit jenem Nachworte herausgab, er hat nicht dem Andenken von Gentz, sondern dem von Varnhagen eine Schmach zugefügt. Gentz erscheint hier, wie in allen seinen Schriften und Briefen, als ein mit sich einiger, offener, konsequenter Charakter, sein Freund Varnhagen aber zeigt hier ein doppeltes Gesicht, eines als Diplomat und Biograph, ein anderes als Privatmann. Glaubte Varnhagen diese Veröffentlichung des Buches vertreten zu können, warum gab er es nicht selbst heraus — die Schriften waren über zwanzig Jahre in seinen Händen, — fand er ein Bedenken dagegen für seinen Ruf oder den seines Freundes, warum gab er zu, daß es Andere drucken ließen? Hätte er den Muth seiner Ueberzeugung gehabt, den Gentz für die seinige hatte, er wäre gegen den lebenden Gentz so kühn und männlich aufgetreten, wie dieser gegen Johannes von Müller.

Doch sehen wir das Nachwort weiter an. Die Sache der »Herrschenden und Vornehmen wäre ohne die Willfährigkeit und die Geisteskräfte eines Gentz, eines Adam von Müller rath- und thatlos gewesen!« Das soll ein Varnhagen geglaubt haben? Ein unerfahrener Jüngling könnte sich das einbilden, aber kein Politiker und Menschenkenner. Was damals geschaffen wurde, war ein trockenes Verstandeswerk, dazu hätten sich dienende Kräfte genug gefunden, dafür bedurfte es keines Gentz, nicht einmal des geistreich-bornirten Adam Müller. Daß aber Gentz seine zu Höherem geeignete Kraft deshalb der

Sache widmete, weil die Ansicht der Herrschenden seine eigene rechtliche und ehrliche Ansicht war, das wußte Niemand besser als Varnhagen. (S. die Beilage.)

Gentz arbeitete für »die Knechtung und Schmach seiner Nation«. Eine ganz triviale, eines Politikers unwürdige Phrase! Er beabsichtigte die Schmach der Nation so wenig als die Andern, die an der Bundesakte mitwirkten.

Er wollte nichts als die Abwehr der Revolution, die er fürchtete, die Erhaltung des Friedens und der Ruhe, die er für das höchste Ziel alles staatsmännischen Wirkens hielt. Dazu bedarf es keiner neuen Beweisführung. Jedes Blatt seiner Werke, jede Seite seiner Tagebücher sagen dem, der es verstehen will, was er glaubte und wollte. Daß er sich in den Mitteln zum Zwecke vergriff, das ist uns jetzt offenbar, aber — wenn wir etwas von der Geschichte seiner Zeit wissen, so wissen wir auch, daß der Irrthum nicht in der Verkehrtheit des Einzelnen, sondern im politischen Systeme der damaligen Regierungen und in der Schwierigkeit der damaligen Verhältnisse lag. *)

*) Der freisinnige Gervinus sagt von der Zeit des Wiener Kongresses: „Es fehlte damals in Wien fast keiner von Deutschlands namhaften Staatsmännern. Keiner war im Stande, den schadhaften Stoff der deutschen Verhältnisse für eine natürliche und gesunde Staats- oder Bundesbildung tauglich zu machen. Keiner hat aber auch nur auf dem Papiere einen Entwurf niedergelegt, in dem die wunden Stellen dieses Staatswesens mit sicherer Hand bezeichnet und die Mittel zu ihrer gründlichen Heilung scharf angegeben wären. Stein hatte sie in einzelnen Augenblicken gefunden, aber aus Scheu vor der Schwierigkeit der Beschaffung des Hauptmittels wagte selbst er nicht, die eigentliche und Hauptursache des Uebels fest im Auge zu halten ..... denn bisher war weder das nationale Bewußtsein in Deutschland klarsichtig und selbstsüchtig genug, noch war die Gewöhnung des politischen Handelns geübt genug, um jene Grundursache der staatlichen Unfruchtbarkeit des Bundes anzufassen, die nur praktisch und faktisch beseitigt werden konnten.“

Wir wiſſen ferner, daß die Politik jener Zeit nicht Volkspolitik war, — nicht ſein konnte, ſondern Kabinetspolitik; daß Gentz in ſeiner Stellung als öſterreichiſcher Staatsmann zunächſt das Wohl Oeſterreichs zu beſorgen hatte. Das damalige Oeſterreich aber war mit ſeinem patriarchaliſchen Regime thatſächlich zufrieden und ließ gern Andere für ſich regieren; dieſer lebensfroh vegetirende Sinn der Oeſterreicher, die ſich zwar oft über die Gebrechen der Verwaltung, jedoch nie über die der Verfaſſung beſchwerten, konnte einen Politiker wohl berechtigen, die deutſchen Bedürfniſſe nach dem öſterreichiſchen Maßſtabe aufzufaſſen, zumal da jeder andere Maßſtab fehlte. Das deutſche Volk war noch politiſch unreif; die deutſche Jugend, die allein ſich regte, war nicht Repräſentant der Volksmeinung und konnte noch weniger einem Staatsmanne dafür gelten; die deutſche Preſſe lag ſo tief darnieder, daß ſie ein Gentz geringſchätzen mußte. »Wer die Flugblätter aus jener Zeit über die höchſten deutſchen Angelegenheiten in Bauſch und Bogen überſchlägt, würde kaum glauben, daß Männer wie Spittler, Rehberg, Brandis, Gentz ſchon zuvor über ſtaatliche Dinge in Deutſchland geſchrieben hätten; ſo gering war die praktiſche Kenntniß, ſo wenig klar der politiſche Begriff, ſo trüb und idealiſtiſch jeder Rathſchlag.« (Gervinus.)

Dieſe Geringſchätzung, an ſich berechtigt, war um ſo mehr begründet, nachdem derſelbe Mann, der für Deutſchlands Unabhängigkeit gekämpft, als faſt alle Andern ſchwiegen oder ſich beugten, erfahren mußte, daß das deutſche Volk für ſeinen Feuereifer kein Herz, für ſeinen Kummer kein Verſtändniß, für ſeine Geiſtesthaten keine Anerkennung hatte. Er hatte ſeine Rechnung mit Deutſchland abgeſchloſſen, und hielt die Deutſchen fortan für das, was ſie früher waren.

Wie soll nun Jemand in diesen Verhältnissen glauben, daß die Symptome politischen Bewußtseins, die erst gegen das Jahr 1819, und nicht etwa im ganzen Volke, nur im engeren Jugendkreise vorkamen, der wirkliche und berechtigte Ausdruck der allgemeinen Meinung seien? Im Gegentheile, er konnte sie nur für separate, gefährliche Symptome halten. Er hielt die Leute einfach für Revolutionäre. Er durfte es noch, und wenn es Varnhagen besser wußte, so war dies eine Erkenntniß post festum. Wir wissen es jetzt Alle, es ist aber kein Grund, unsere Weisheit zu rühmen und auf unsere Freisinnigkeit stolz zu sein.

Wenn das Nachwort es mit Entrüstung hervorhebt, wie jene Diplomaten in Wohlleben und Dünkel sich rühmen, ihre Zwingherrschaft wieder befestigt zu haben, so ist das, was den Dünkel betrifft, ganz richtig von unserem Standpunkte, ganz falsch von dem jener Zeit. Uns, die wir die traurigen Resultate jener Maßregeln kennen, fällt es allerdings schwer, uns in eine Anschauung zurückzuversetzen, welche darin ein rühmliches und hoffnungsreiches Werk erblickte. Uns ist es kaum mehr begreiflich, daß ein Mann von solchem Geiste wie Gentz das wirklich geglaubt habe. Und doch ist es so, weil er es sagt, denn wenn er es sagt, der übermäßig Aufrichtige, so ist dies an sich schon ein Beweis, daß man damals so denken konnte — denken mußte.

Wir müssen uns noch weit mehr wundern, wenn wir aus der Geschichte jener Zeit ersehen, daß er mit seiner Ansicht nicht allein stand. Sie war die Ansicht aller deutschen Regierungen, sie war auch die Varnhagen's. Gentz blieb dabei seinen Prinzipien getreu, und der Unterschied zwischen ihm und Varnhagen besteht nur darin, daß jener vor der konstituzionellen Zeit gestorben, diesem aber es gegönnt war, später mit Schaudern

das zu verdammen, was er früher ohne Schaudern selbst erlebt und selbst gebilligt hatte.

Daher ist es ganz unrichtig, wenn man nun meint, die Tagebücher hätten Gentz endlich die Maske abgerissen. Er ging immer offenen Antlitzes, obwohl er wußte, daß fast alle Anderen Masken tragen. Eben so unrichtig war es zu glauben, daß das Schlußurtheil über ihn von dem Erscheinen dieser Tagebücher abhinge. Wer ihn bis jetzt, da sein ganzes Leben offen dalag, noch nicht gekannt hat, was wollte der noch erwarten? Die Tagebücher zeigen auch thatsächlich nichts psychologisch Neues. Daß er eine wilde, leichtsinnige Jugend verlebt — inmitten der ernstesten Studien, und neben Arbeiten, die ihm schnell einen europäischen Ruf machten —; daß er viel Geld eingenommen und es sorglos ausgegeben; daß er so ehrlich war, dies Jedermann zu sagen: das konnte man schon längst aus seinen Briefen wissen.

Sein politischer Verstand aber, wenn er noch einer Vertheidigung bedürfte, wäre schon dadurch gerechtfertigt, daß er das System seiner Regierung nur für seine Zeit berechtigt hielt, und früher als Alle, die um ihn waren, dessen Unhaltbarkeit erkannte. Allein zwischen Erkennen und Ausführen liegt eine tiefe Kluft, und die hat seine pflichttreue Gesinnung ausgefüllt. Die Worte, die seine Einsicht bezeugen, habe ich *) angeführt. Man hat behauptet, sie sprächen eben gegen seine Redlichkeit; deshalb muß ich sie jetzt durch den Schluß jener Stelle ergänzen. Er lautet: »Dies war aber kein Grund, die mir einmal zugefallene Aufgabe nicht mit Treue und Beharrlichkeit zu verfolgen, nur ein schlechter Soldat verläßt seine Fahne, wenn das Glück ihm abhold zu werden scheint, und Stolz besitze ich auch, um mir in finsteren

*) »Friedrich Gentz und die heutige Politik.« Seite 29.

Momenten zu sagen: »Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni.«

Wir wissen aber Alle aus eigener Erfahrung, daß es in einem gegebenen Staate dem Einzelnen, selbst wenn er das Bessere wüßte, nicht möglich sei, es durchzuführen, so lange seine Einsicht nicht die allgemeine ist — es hilft nichts, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Müssen doch oft ganze Völker mit ihrer besseren Einsicht warten, bis die Gesammtverhältnisse der Zeit ihrem Streben günstig werden.

Was aber das Wohlleben jener stumpfen, herzlosen Diplomaten betrifft, so läßt sich der Vorwurf, von einem Mann aus derselben Gesellschaft erhoben, kaum ernsthaft beantworten.

Der alte Varnhagen wird sich doch nicht dem Kommunismus ergeben haben? So lange die Welt steht und wahrscheinlich so lang sie stehen wird, lebt Jeder wohl, der die Mittel dazu hat. Sind diese Mittel nach den Begriffen der Zeit, in der er lebt, rechtlich erworben, so hat Niemand das Recht, sie zu beanständen. Wurde etwa Varnhagen für seine diplomatischen Dienste nicht gezahlt? — Dienste, die er doch nicht im Interesse jener Freiheit leisten konnte, zu der er sich erst nach seinem Tode zu bekennen wagte.

Jene Leute konnten gut leben, weil sie gut bezahlt waren. Es ist ein alter Brauch, der auch in Republiken vorkommt, daß Leute, die hohe Staatsämter bekleiden, besser leben, als die untenstehenden. So absurd war noch kein Volk, deshalb zu revoltiren. Der Fabriksdirektor ist besser besoldet als die Arbeiter, der Offizier besser als die Mannschaft, der Kapitän des Schiffes hat mehr Sold und bessere Kost als die Matrosen, — sie haben es, weil sie für alle Andern die Ver-

antwortung tragen und weil die seltenere geistige Thätigkeit höher berechnet wird als die allgemeine physische. Mitunter genießen auch Unfähige diesen Vortheil, weil er der Stellung an sich eigen ist, — dies hängt mit der Schwäche aller menschlichen Einrichtungen zusammen. Dennoch liegt für alle Zukunft die Ungleichheit der äußeren Stellung in den natürlichen Bedingungen des Lebens und jeder mögliche Fortschritt nur darin, daß die öffentliche Meinung den freiesten Ausdruck und dadurch die Macht erhalte, den Unfähigen von dem Platze zu vertreiben, der ihm nicht gebührt.

Was ferner die Art betrifft, wie Gentz die ihm gebotenen Mittel verwendet hat, so ist zu erinnern, daß die genauen Vormerkungen über Frühstück, Diners und Soupers, wie sie in der letzten Partie der Tagebücher vorkommen, keineswegs zur Veröffentlichung bestimmt waren. Man sieht ja, daß sie nur Erinnerungszeichen für den Schreibenden sein sollten, und zwar nicht an jene physischen Genüsse, dazu wäre das monotone tägliche Erwähnen der Mahlzeiten gar nicht geeignet, sondern durch die Namen der Theilnehmenden an den damit verbundenen geistigen Verkehr, wie dies auch mitunter ausdrücklich bemerkt ist.

Weil aber Varnhagen wissen mußte, daß diese Partie der Tagebücher weder psychologisch noch politisch bedeutend sein könne, so wäre selbst die Verfügung der späteren Herausgabe eine unwürdige Spekulation, die seinem feinen und zarten Sinne widerspricht. Die Tagebücher waren in dieser Gestalt nicht zum Drucke bestimmt. Varnhagen selbst sagt im Vorworte: »Er schrieb mit rückhaltloser Aufrichtigkeit, und merkte auch solche Dinge an, die man sonst ungern dem Papiere vertraut, deren Festhalten oft unnöthig scheint, und die, von fremden Augen

gelesen, nothwendig den Schreibenden in ein nachtheiliges Licht stellen.« Dessenungeachtet liegt hier die grobe Indiskretion vor, daß diese Schriften in ihrer ursprünglichen Fassung gedruckt erscheinen. Abgesehen von der Geringschätzung, die man damit einem Abgeschiedenen bezeigt, der Varnhagen's Achtung und Rahel's warme Zuneigung genoß, zeigt es nicht Geringschätzung des Publikums, mit einer Ausgabe aufzutreten, die zu einigen Stücken von Bedeutung ein Bündel werthloser Gegenstände mit einpackt, weil es eben da ist, ohne Auswahl, ohne den Takt und die Umsicht der Redaktion, die Varnhagen in so hohem Grade eigen waren? Läßt dies eine andere Erklärung zu, als daß Jemand ohne Auftrag, aus reinem Egoismus sich über alle zarteren Rücksichten und edleren Motive hinausgesetzt habe?

Wer übrigens jene ziemlich einförmigen Notizen lesen mag, und sie ohne Vorurtheil liest, für den sind sie eben nur ein Exempel für die Kraft der Bildung, das Materielle zu veredeln und das Gemeine zu vergeistigen.

Ohnedies bringt uns die heutige Physiologie über die alten Vorurtheile hinaus. Wir wissen jetzt, warum der Holzhauer mehr Nahrung braucht als der stillsitzende Uhrmacher, und eben so der Mann des öffentlichen Lebens mehr als der ruhig schreibende Beamte; wir wissen anderseits, daß die Qualität der Nahrung der Art der Beschäftigung entsprechen müsse, daß der geistig Arbeitende sich nicht ohne Gefahr mit der derben Kost des Handarbeiters abfinden könnte. Darin liegt der natürliche Grund, weshalb nicht nur Diplomaten, sondern auch Volksvertreter ihre Privat-Zusammenkünfte so oft mit den Genüssen der Tafel verbinden. Woher käme die Kraft und die Elastizität, welche nöthig sind, um das aufreibende Leben der Po-

litik, das athemlose Treiben der Parteien, die offenen und heimlichen Angriffe, denen der Mann des öffentlichen Wirkens täglich ausgesetzt ist, zu ertragen, wenn er die Diät eines Stubengelehrten einhalten sollte.

Wer konnte sich sachkundiger darüber aussprechen, als der Diplomat Varnhagen? Er wußte am besten, was von dem »Schwelgen« und dem »Sinnentaumel« eines Staatsmannes zu halten sei. Er selbst mußte sich von dem sogenannten »Sturmwirbel der Genußsucht« mitwirbeln lassen, wie jeder Andere in seiner Stellung. Dieser Sturmwirbel heißt nämlich, in ehrliche Prosa übersetzt, das aufregende, geistig bewegte Treiben der Gesellschaft, und zwar der höheren Gesellschaft im wahren Sinne des Wortes, denn Varnhagen und Gentz gingen mit den vorzüglichsten Menschen und den höchsten Geistern ihrer Zeit um. Die zerstreuenden Nachtheile einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit Allen, die im In- und Auslande sich durch Geist und Lebenskraft über die Massen erhoben; diese täglichen geselligen Genüsse, die dem ernststrebenden Geiste mitunter selbst als ihrem Berufe gebrachte Opfer erscheinen — das Alles hat Varnhagen in vollem Maße mit erlebt. Man lese dessen Memoiren.

Für die Frage der Sittlichkeit wäre das an sich kein Gegenstand. Kein edler Mensch wird sich über die Gebote der Sittlichkeit hinaussetzen, kein denkender Mensch wird diese Gebote nach den Anschauungen eines beschränkten Pietismus formuliren. Weder Ascetik noch Muckerthum können für die Sitten unserer Zeit maßgebend sein. Für diese Zeit, welche der Macht des Wissens, der Kraft der Wahrheit ihre Triumphe verdankt, ist Wahrheit die höchste Tugend — Heuchelei das niedrigste Laster. Was der Selbstachtung und der Menschenwürde entge-

genſteht, was im Irdiſchen das vernünftige Maß überſchreitet und den Körper zum Herrn des Geiſtes macht — das iſt unſittlich. Wie weit auch das Naturgemäße für unſittlich gelte, iſt eine mit den Anſichten der Zeit wechſelnde Frage. Wie viel oder wie wenig Jemand an den Genüſſen des Lebens theilnehmen könne oder dürfe, das iſt — ſoweit er ſeine Pflichten und die Rechte Anderer nicht verletzt — eine Frage der Individualität, die Jeder für ſich zu entſcheiden hat.

Wie wahr hat das ſchon Prokeſch von Oſten bei demſelben Anlaſſe ausgeſprochen: »Für mich iſt der Begriff der Sittlichkeit nicht an einzelne Handlungen gebunden und nicht durch ſolche verwirkbar, nicht durch Schwächen wie die, welche Gentz als menſchliches Erbtheil überkommen hatte, und die er mit den größten und edelſten Charakteren aller Zeiten theilte, während vielleicht nur wenige derſelben ſie mit ſo kindlicher Hingebung bekannten. Für mich liegt Sittlichkeit nicht darin, daß man auf einem Brette ſchläft, wenn man in einem Bette ſchlafen kann — daß man mit empfänglichen Sinnen begabt, die Reize der Natur von ſich ſtoße, die man genießen kann; noch glaube ich ſie dadurch angefochten, daß man in der Geſellſchaft lebt, in welche Herz, Kopf und Pflicht uns führen und halten ... Ich weiß nicht, worin die wahre Sittlichkeit beſtehen ſoll, wenn nicht in einem treuen, wahren, unabläſſigen Beſtreben nach einem rein ſittlichen Ziele, durch ein langes und gewaltiges Leben jeder Drohung, wie jeder Verlockung zum Trotze fortgeſetzt.«

Daß übrigens Gentz gegen ein Uebermaß jener zerſtreuenden Richtung, die den Politiker unwillkürlich erfaßt und in ihre Wirbel zu reißen ſucht, fortwährend ankämpfte, und daß ſein

staunenswerther Fleiß*) oft auf lange Zeit Sieger über das Weltleben blieb, das kann man aus seinen Briefen und Tagebüchern genügend ersehen.

In dem Bewußtsein seiner Berechtigung spricht sich das Tagebuch mit voller Ungenirtheit aus, mit der »scheulosen Keckheit«, wie es Varnhagen nennt, von der ihm selbst im Interesse der Wahrheit ein guter Theil zu wünschen wäre. Gentz scheut sich nicht, die großen Summen zu nennen, die er für seine Arbeiten bezog. Der alte Lärm über die Käuflichkeit erhebt sich aufs Neue. Auch dies ist ein trivialer und oberflächlicher Vorwurf. Es ist unglaublich, wie solche Dinge ohne Prüfung angenommen und ohne Bedenken weiter verbreitet werden.

Sagt doch selbst Varnhagen:**) »Er ließ sich seine Dienste bezahlen, und ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen seine Pflicht hat er nie gehandelt.«

Der Vorwurf der Käuflichkeit steht und fällt mit den Beweisen für die Ueberzeugungstreue. Ist diese nachgewiesen, so muß jener von selbst fallen. Wer das und nur das schreibt, was er selbst glaubt, für den ist keine Summe entehrend, die er dafür erhält, daß der gelungene Ausdruck seiner Ueberzeugung mit der Ueberzeugung und der Absicht Anderer zusammenfällt. Im Gegentheil, der Lohn ist in diesem Falle das gerechte Maß seiner Fähigkeit — je höher, desto ehrenvoller. Das gilt von jeder politischen Partei; der Mann des Volkes kann so wenig von der Luft leben, als der Mann der Regierung. Lebte doch der große Agitator Irlands, O'Connel, von einer Rente, die ihm die Irländer aussetzten, und

*) Man sehe nur beispielsweise das »Journal der Arbeiten und Lektüren«, bei Schlesier 5. Thl.

**) Gallerie von Bildnissen ꝛc. Leipzig 1836.

die sich jährlich auf 12—18,000 Pfd. St. belief. Die geistige Arbeit steht höher und ist aufreibender als die körperliche. Sie sollte allein bedürfnißlos und sich mit ihrem Bewußtsein begnügend, in idealer Hoheit darben, — sie müßte, um sich als echt zu bewähren, selbst den Lohn, der ihr freiwillig geboten wird, zurückweisen? Das thut auch Niemand, am wenigsten Jene, die sich so vornehm darüber aussprechen.

„Wir Menschen treiben nicht, wir werden getrieben.“
(Börne.)

So viel, und fast zu viel gegen das apokryphe Nachwort, und doch noch viel zu wenig für die Sache selbst. Nicht um sie an sich zu vertheidigen, sie ist gerichtet durch den Erfolg; aber wir stehen nicht vor den Schranken des irdischen Gerichtes, dem der Thatbestand Alles, die Absicht Nichts gilt, sondern vor dem moralischen Gerichte, das nur über die Reinheit und Konsequenz der Absicht entscheidet. Hier gilt es nachzuweisen, daß man eine jetzt verworfene Sache vertreten, und doch ein ehrlicher und verständiger Mann sein konnte.

In der Schrift über Friedrich Gentz versuchte ich den Charakter der Gegenwart mit einigen Zügen zu skizziren, um zu zeigen, wie weit wir in den dreißig Jahren seit Gentz's Tode vorgeschritten sind, und wie unglaublich weit die jetzige Anschauung von der damaligen entfernt ist. Zur Ergänzung sei hier noch ein Rückblick auf jene scheinbar so nahe, faktisch so entfernte Vergangenheit gestattet.

Ich berufe mich dabei auf die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus. Sie gibt ein Gesammtbild jener Zeit, mit einer Meisterschaft entworfen, die kaum ihres Gleichen findet.

Gervinus ist für diesen Fall ein ganz unverdächtiger Zeuge. Er hat Gentz als Schriftführer der Reaktion mit der rauhesten Härte behandelt, ohne ihm auch nur Einen Vorkämpfer der inneren Freiheit entgegenzustellen. Er konnte es nicht, weil die damalige unfreie Zeit keinen hatte, und die Flucht in die Vergangenheit eine allgemeine war. Ich führe ihn stellenweise wörtlich an, um den unbetheiligten Historiker sprechen zu lassen.

Man lese die Kapitel über den Wiener Kongreß und über die Reaktionen von 1815—1820. Man wird daraus ersehen, daß damals die Reaktion nicht die lokale Krankheit einzelner Staaten, sondern eine europäische war, daß der Einzelne nur mitwirken, nicht schaffen, daß er nur das Organ der allgemeinen Stimmung sein konnte. »Es war die Wirkung eines einfachsten Naturgesetzes, daß nach den übermäßigen Kraftanstrengungen der letzten 25 Jahre der zerrüttete Welttheil in Ruhe zurückfiel, daß die erschöpften Mittel an Geld und Menschen den Frieden geboten, die ermüdeten Geister sich nach Ruhe sehnten.«... Diese Ermüdung war eine so allgemeine, daß Metternich nicht etwa gegen die Strömung der Zeit arbeitete, sondern von ihr getragen wurde. »Das Prinzip der Gegenrevolution, des Friedens, der Erhaltung, — welches alle europäischen Regierungen dem Grundsatze der Revolution, des Krieges, der Eroberung entgegenstellten, war keineswegs ein reines Werk der Willkür und des Zwanges,« vielmehr das nothwendige Produkt der Zeit und der vorausgegangenen Thatsachen. »Denn es war auch allzu natürlich, daß die verschiedensten Regierungen zu gleichmäßigen Maßregeln gegen den ganzen Geist, die Grundsätze, die Staatseinrichtungen des revolutionären Frankreichs getrieben wurden, von dem sie gleichmäßig gelitten hatten. Aber außer allem dem gab es in der

europäischen Gesellschaft, auch in Frankreich selbst, in der Literatur, in dem sittlichen und geistigen Reiche, das von aller Regierung unabhängig war, eine ganz freie Bewegung gegen dieselben Grundsätze .... Ohne die stille Vorarbeit dieser gegenwirkenden Ideen in den Völkern selbst hätte die Regierungskunst ihre revolutionsfeindlichen Grundsätze nicht gefaßt oder nicht durchgeführt.«

So war die Stimmung vor und nach dem Wiener Kongresse, so war sie, da die Bundesakte geschaffen wurde. Diese wird jetzt den Schaffenden als Verbrechen angerechnet, während damals die Dinge so standen, daß »das Bedürfniß einer starken Verfassung nur geahnt, nicht dringend gefühlt war, deren Mangel von Einigen bedauert, von den Vielen aber wenig begriffen oder bedacht wurde . . .

. . . Denn so sind die menschlichen Dinge, daß Massen über solche Mängel nicht aufgeklärt werden, bis sie mit allen ihren Folgen ins Unerträgliche fühlbar werden, und daß selbst die stärksten Geister die großen Fortschritte der Staaten nicht bewirken können, außer im Augenblicke der höchsten Noth und der unduldbar gewordenen Uebel.«

So war aber die allgemeine Stimmung auch noch zur Zeit der Wiener Schlußakte. Die Literatur von ganz Europa hatte die beharrliche Umkehr mitgemacht, welche der Haß gegen die französische Revolution und der Abscheu vor ähnlichen Folgen der Freiheit hervorgerufen. — In Italien schlug das fanatische Freiheitsfieber seiner Dichter in das Gegentheil um. »Die unermeßliche Kluft erkennend, die dort das Volk von seinen Höchstgebildeten trennt, sahen die Alfieri und Foscolo, nach-

dem sie erst die Roheit des Pöbels persönlich erfahren hatten, mit Verachtung auf ihn herab und fanden, daß nur Pflug, Priester und Henker für das Volk zu sorgen haben.« Der frühere Republikaner Ugo Foscolo rieth jetzt zur gemäßigten Monarchie und wollte den ganzen Mittelstand in Eine Partei vereinigen, »fürchtend von dem Pöbel, nichts hoffend von dem Adel, besorgt vor der Verschwörungssucht der Sekten.« Zugleich war der Quietismus der Zeit durch Manzoni und seine Schule glänzend vertreten.

In England trat Walter Scott als Repräsentant der behaglichen Darstellung auf und erfüllte die Zeit von 1814—1822 mit seinen Romanen, die, unvergleichlich von Seite des Erzählertalentes — doch jeder geistigen Tiefe und jeder höheren Auffassung des öffentlichen Lebens entbehrten. Dennoch beherrschten sie unbedingt ihre Zeit.

In Frankreich zeigte sich der Rückschlag gegen die Literatur des 18. Jahrhundertes darin, daß dem Kampfe gegen Staat, Gesellschaft und Kirche des Mittelalters das Streben, dieselben Zustände zu restauriren, entgegentrat. In diesem Sinne wirkten Chateaubriand, Bonald, de Maistre im eifrigsten Dienste der ultramontanen und jesuitischen Herrschaft.

In der Schweiz stellte sich die Herrschaft der Herren in den Städten, der Städte über das Land wieder her; denn die französischen Neuerungen mußten einer Reaktion weichen, die in dem berüchtigten Werke von Haller: »Die Restauration der Staatswissenschaften« (1816) in ein System gebracht war.

In Deutschland verfielen die früheren Bewunderer der französischen Revolution, wie Klopstock und Wieland, in Abscheu gegen sie, reifere Naturen wie Klinger und Schlosser in

Entsetzen und Verzweiflung an der Menschheit, und die wie Goethe ohne Sinn für das Staatsleben waren, in tiefe Verstimmung und völlige Abkehr von allem äußeren Leben. »Und diese letzte Wendung ist in der Haltung der ganzen deutschen Nation zu beobachten, in den Handlungen der Regierungen, in der Gleichgiltigkeit des Volks und dem Stumpfsinn seiner geistigen Führer . . . Der große Mann der Zeit selbst hatte mit der Errichtung seines neuen Lehensadels und der äußerlichen Herstellung der Hierarchie dieselbe Richtung eingeschlagen; sein Beispiel bestärkte um so mehr in dem Glauben, daß in den mittelalterlichen Einrichtungen das sicherste Gegenmittel der Revolution gefunden sei. Einheimische und Fremde, Aufgeklärte und Dunkelmänner, Vaterlandsfreunde und Romantiker, in und außer Frankreich, trafen in diesem Punkte zusammen.«

Was aber speziell die deutsche Volksstimmung betrifft, die wir uns jetzt in unserer freiheitlich gebildeten Weise vorzustellen pflegen, so lag der politische Sinn auch nach den Befreiungskämpfen vollständig im Schlafe. »Die Berichte der Zeitungen zeichneten sich weder durch Fülle noch durch Urtheil, die Aufsätze der Zeitschriften weder durch scharfe Tendenz noch durch praktische politische Einsicht aus.« Die Freiesten jener Zeit wirkten in falscher, unpraktischer, mitunter selbst verderblicher Richtung. Die edlen deutschen Bestrebungen eines Arndt liefen damals auf einen unfruchtbar romantischen »Traum« aus. Görres strebte zur römischen Kirchenmacht und ihren alten Rechten zurück. Jahn »wühlte die Jugend zu einer ziellosen Unzufriedenheit und dreist-hochmüthigen Spötterei über Menschen und Dinge auf«. Er schrieb und sprach nicht als Politiker, sondern als fantasti-

scher Vertreter eines romantischen Altdeutschthumes. *) Diese erkünstelte Schwärmerei für untergegangene Lebensformen zeugt für den geringen Grad der damaligen politischen Reife. »Und viele Vaterlandsfreunde, die auf den ernsten Angriff der schadhaften Staatszustände gestellt waren, hat damals dies Vaterlandspielen unter alten Kindern und kindischen Alten, diese Deutschthümelei ohne ein festes Deutschland unter den Füßen mit demselben Ekel erfüllt, den Spätere empfunden haben, als die verzweifelte Literatur im vierten Jahrzehnt anfing, Revolution zu spielen, ohne irgend ein Element der Revolution neben und hinter sich.«

Die deutsche Jugend, »eine geringe Minderheit,« trat in zugleich demokratischer und oligarchischer Hoffart gegen Fürsten und Adel wie gegen das Philisterthum auf, sie »zerriß damit die Gemeinsamkeit des politischen Wirkens und warf Zwietracht in die Volksklassen«. Sie arbeitete in sektenmäßigem Eigensinn; der deutsche Adel aber hatte ihr das schlechte Beispiel gegeben, eben so abgesondert von dem Gesammtinteresse des Volkes »in kastenmäßigem Eigennutz für seine eigene Sache zu wirken«. Selbst der Freiherr von Stein eiferte gegen den Mittelstand, beschuldigte ihn, die Würde der Fürsten anzugreifen und durch Herabwürdigung der oberen Stände seine Eitelkeit zu befriedigen. Selbst ein Stein fürchtete »die Habsucht des Pöbels« und die Schreckniſse der französischen Gleichmachungstheorie.

Daneben war aber der deutsche Mittelstand noch im Jahre 1817 so wenig politisch gebildet, daß eine höchst gemäßigte Bittschrift um Ausführung des dreizehnten Artikels der Bundesakte

*) Aehnliche Beispiele nationaler Erregung durch poetische Aeußerlichkeiten liegen uns ganz nahe.

keinen Anklang fand. Die Unternehmer rechneten in ganz Deutschland nur auf tausend Unterschriften, und fielen durch, selbst mit dieser bescheidenen Berechnung! Das deutsche Bürgerthum, der Kern der Nation, war nicht dahin zu bringen, sich für ein Verfassungsrecht zu regen. Die Einzelnen, die dafür wirkten, galten als verdächtig — dem Volke verdächtig, revolutionärer Gesinnung! »Gewohnt, sich regieren zu lassen, war man überall zufrieden, sich eine Verfassung, wenn sie denn sein mußte, von der Regierung entgegenbringen zu lassen; ob sie sein müsse, war dem Bürgersmanne keineswegs eine ausgemachte Vorfrage, dem nur die Kostspieligkeit ständischer Versammlungen gewiß, ihr Nutzen sehr zweifelhaft war. Auch war es nicht zu läugnen, daß in einzelnen der Lande, wo Stände von Alters her fortbestanden, sie sich kaum bedacht zeigten, des Staates Interesse ernstlich anzufassen, kaum fähig, das eigene Standesinteresse richtig zu erkennen.«

So war die Lebensluft jener Zeit beschaffen. Kann man sich wundern, wenn gerade die geistig Begabten an dem festhielten, sich selbst für das begeistern konnten, was man für Bedingung der Existenz hielt? So wenig als man es heute dem Denkenden verargen kann, wenn er die möglichste Freiheit des Staates zum Ziel seines Strebens macht, weil er weiß, daß diese Freiheit in einer so weit vorgeschrittenen Zeit die unerläßliche Bedingung des Lebens ist, daß zuerst die politische Freiheit gesichert sein müsse, bevor irgend eine innere oder äußere Frage auch nur zur Diskussion kommen kann.

Aus jenem Zustande politischer Apathie erwachte Deutschland sehr spät. Erst das Jahr 1830 bezeichnet den Wendepunkt. Wenn Oesterreich noch im Jahre 1819 das deutsche Bewußtsein

geringachten konnte, so ist dies hier genügend erklärt und bedarf kaum noch der spezifischen Unterstützung, die in der Geschichte Oesterreichs liegt. Gervinus, der die Beschlüsse von 1819 mit eben dem Widerwillen betrachtet, den sie jetzt uns Allen einflößen, kann doch nicht umhin, zu sagen: *)

»Was Oesterreich in jenen Jahren der ermatteten Volkskräfte seinen überwiegenden Einfluß und seine leitende Macht gab, war dies, daß hier allein die Staatslenker auf einem festen unverrückbaren Prinzip beharrten, während in allen übrigen Staaten des Festlandes die Regierungen unsicher hin- und herschwankten zwischen den Ordnungen, Ideen und Menschen der alten und neuen Zeit. So haben wir es selbst in Rom gefunden, so in Neapel und Turin, so in Madrid. So schloß in Paris das Schaukelsystem alle Männer von strenger Folgerichtigkeit vom Regimente aus; so suchten sich in München verschiedene Grundsätze die Wage zu halten, und dieselben Vibrationen bemerkten wir nicht am wenigsten auffällig in Berlin.«

Wer dieses Bild der damaligen Zeit an sich vorübergehen läßt und den krankhaften Zustand sieht, der von Frankreich herüber durch Krieg und Revolution sich wie ein Alpdruck auf die deutsche Nation gelegt hatte, der muß auch einsehen, daß es etwas ganz Anderes ist, wenn ein Metternich und Gentz die Sache der Reaction vertraten, als wenn ein Mann unserer Zeit, mit unseren Erfahrungen, unserer hellen und freien Weltanschauung dasselbe versuchen wollte. Was damals zu weit gehender Erhaltungstrieb war, wäre jetzt »Frevel und Wahnsinn«.

---

*) (Nachdem er schon zur Bundesakte bemerkt hatte: »Ganz anders umsichtig (als Hardenberg) und nach einem wohlerwogenen Interesse handelte Metternich für Oesterreich.)

Was heute ein Verbrechen gegen den Geist der Zeit wäre, war damals die natürliche Uebertreibung eines von seiner Zeit genährten und gepflegten Prinzipes.

Das Urtheil über Friedrich Gentz, neuerdings angeregt, muß endlich zum Abschluß kommen. Es ist nicht gleichgiltig, wie Deutschland seine großen Schriftsteller behandle, es kann auch nicht vom Belieben einer Privatmeinung, selbst nicht einer Parteiansicht abhängen, ob ein so bedeutender Mann gerecht gewürdigt oder unverdient gebrandmarkt werde.

Die Entscheidung steht nur denen zu, welche das Leben und die Schriften von Gentz, seine positive Stellung und die Verhältnisse der Zeit genau kennen; welche wissen, daß es sich hier um keine Parteifrage handelt, weil beide Parteien gleichberechtigt sind, und nur der Heuchler oder der Abtrünnige verwerflich erscheint. So werden in jedem politisch gebildeten Lande, so thatsächlich in England Staatsmänner der verschiedensten Färbung literarisch beurtheilt. Das zu wissen gehört zu den Grundbedingungen eines politisch berechtigten Urtheiles.

Was Gentz in der ersten, selbstständigen Hälfte seines Lebens für Deutschland gethan — ich und Andere, die wissen, was er geleistet, stellen es sehr hoch — gewürdigt hat man es nie; aber es steht Jedem frei, mehr oder weniger undankbar zu sein. Allein über die Rechtschaffenheit seines politischen Charakters abzusprechen, das steht nicht Jedem frei. Hiebei ist man an die faktischen Prämissen gebunden.

In der zweiten Hälfte seines Lebens war Gentz nicht deutscher, sondern österreichischer Staatsmann. Für diesen Fall paßt

kein kosmopolitiſcher Maßſtab. »Der Staatsmann eines Reiches iſt nicht da, um die Geſchäfte der Welt mit Vernachläſſigung derer des Reichs zu machen.«

Die Frage konzentrirt ſich demnach auf die zwei Punkte:

Hat Gentz als öſterreichiſcher Staatsmann in den gegebenen Verhältniſſen mit gewiſſenhafter Einſicht die Aufgabe der Erhaltung, die ſeine Lebensaufgabe war, erfüllt oder nicht?

Hat Gentz in dieſem Wirkungskreiſe jemals pflichtwidrig gehandelt, indem er ſeine Ueberzeugung des Geldes oder der äußeren Stellung wegen verläugnete?

Es möge Jemand auftreten und aus dem Leben, aus den Briefen, aus den Werken von Gentz den kleinſten Zug beibringen, der eine dieſer Fragen verneinend beantwortete.

Wer ihn kennt, der weiß, daß es nicht möglich iſt. Somit kann ich dem Verdikt der berechtigten öffentlichen Meinung ruhig entgegenſehen. Sie muß ihn von der Anklage freiſprechen, die ein poſthumer Liberalismus gegen ihn erhebt.

Der ſchillernde Ausdruck Liberalismus, gleichbedeutend mit dem Beſtreben liberal zu ſcheinen, iſt hier bezeichnend für das Buhlen um die Meinung des Tages. Der wahrhaft Freiſinnige ſteht zu feſt auf dem Boden der Wirklichkeit, als daß er es nöthig hätte, auch noch die Vergangenheit mit ſeiner Parteifarbe anzuſtreichen und Leuten nachträglich eine Weltanſicht aufzudrängen, die ſie nicht haben konnten. Im Bewußtſein ſeiner Kraft kann er, ohne ſich und der Freiheit zu ſchaden, die Beſtrebungen der Andern ſelbſt da anerkennen, wo ſie dem allgemeinen Fortſchritte nachtheilig, wenn ſie nur ehrlich und von ihrem Standpunkte berechtigt waren.

Der falsche Liberalismus von heute steht noch eine Stufe tiefer als jener der Rotteck'schen Geschichte, welche die Vergangenheit nur aus der Gegenwart zu erklären verstand. Ehre dem Manne, es war seine ehrliche Meinung, und sie hat seiner Zeit als anregendes Moment große Dienste geleistet; allein sie ist dennoch ein wahrhaft überwundener Standpunkt. Es war die Zeit des Völkerfrühlinges, des Keimens und Knospens der Freiheit; der jugendlichen Ungeduld, welche das allmälige Reifen nicht erwarten konnte; der jugendlichen Intoleranz, die es nicht für möglich hielt, daß man etwas Anderes als den puren Wein der Freiheit trinken könne, und Jeden, der ihn zu temperiren suchte, als Giftmischer verdammte.

Dieser Zustand leidenschaftlicher Aufregung kann aber doch nicht immer andauern. Wir stehen nicht mehr in dem Kreuzfeuer der allseitig drohenden Reaktion, und sind nicht mehr gezwungen, durch blindes Zuhauen uns des Lebens zu erwehren. Wir, die wir die Ideen der neuen Zeit vertreten, wir bleiben im Großen und Ganzen die Sieger. Und wenn es den Kämpfenden erlaubt ist, rücksichtslos zu sein, so ziemt es dem Sieger, sich nicht zu übernehmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß es nicht unsere einzelne Einsicht ist, sondern der Geist der Zeit, die Macht der Wissenschaft, der soziale Umschwung, den sie hervorrief, die für uns den Sieg erringen. Unsere Freiheit ist keine momentan-politische, sie ist eine dauernde Kulturerrungenschaft; sie ist die Freiheit des Wissens, der Bildung, der durch Erfahrung gereiften Erkenntniß. Dies legt uns andere Pflichten auf, als die unserer gedrückten Vorgänger waren.

Wohl darf im täglichen Treiben der Politik die Partei des Fortschrittes nie ermatten. Sie hat zu wachen über das, was sie

erreicht hat, zu erstreben, was ihr fehlt; sie hat die Gegner mit allen erlaubten Mitteln zu bekämpfen, denn sie muß sich stets erinnern, daß der Streit der beiden Prinzipien kein vorübergehender, sondern ein bleibender ist. Hier ist »das gröbere Verfahren derer, die unter feindlichem Banner fechten« vollkommen berechtigt.

Aber im Gebiete der Vergangenheit gilt kein anderes Urtheil als ein objektives, keine andere Tendenz als die Achtung vor dem Geiste und der ehrlichen Meinung, gleichviel ob sie für oder gegen uns sprachen. Auf diesen neutralen Boden den Streit der Parteien zu verpflanzen, würde uns so übel anstehen, wie wenn der gereifte Mann die Gefühlspolitik des Jünglings fortführen wollte. Wir sollen immer jung bleiben in Allem, was die Berechtigung der Jugend ist, in dem Streben nach Licht und freiem Raum für Wahrheit, Recht und Menschenwürde. Aber die Irrthümer der Jugend sind nicht Fehler des Willens, sondern der Einsicht — sie müssen der Erfahrung weichen. Wir sehen immer mehr ein, daß die Aufregung des politischen Kampfes gegenseitig nicht Gerechtigkeit üben kann, sie kennt nur die Extreme der Liebe und des Hasses.

Allein die Meinung des Tages ist nicht das Urtheil der Geschichte; — wo diese Recht sprechen soll, hat jede Parteileidenschaft zu schweigen.

Man hat es an der Schrift über Friedrich Gentz mehrseitig gerügt, daß sie ihre Ansicht zu sehr mit den Meinungen Anderer unterstütze. In der Zustimmung von Männern, deren Geist und

Charakter anerkannt sind, liegt ein großer Vortheil für die Sache, die man eben führt; weshalb sollte man sich dessen freiwillig begeben?

Konnte oder sollte ich es früher unterlassen, so darf ich es jetzt nicht mehr. Die maßlosen Angriffe, die seitdem gegen Gentz erfolgt sind, legen mir die Pflicht auf zu zeigen, daß ich nicht allein stehe, daß tüchtige, ehrenhafte Männer, seine politischen Gegner, nicht geringer von ihm denken.

Es fällt mir schwer, den herrlichen Brief des Freiherrn Prokesch von Osten an Schlesier nicht beilegen zu können, in dem sich die edelste Gesinnung mit der feurigsten Beredsamkeit verbindet. Er ist zu lang, um ihn ganz, und zu schön, um ihn zerstückt wiederzugeben. Auch könnte die Meinung eines der besten Freunde von Gentz als nicht beweisend abgelehnt werden.

Der berühmte Staatsrechtslehrer von Mohl hingegen war mit Gentz nicht in persönlicher Verbindung, er war zudem sein politischer Gegner. Die Mittheilung einiger Aeußerungen dieses Autors über Gentz halte ich schon dadurch gerechtfertigt, daß das betreffende Werk („Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, in Monographien dargestellt von Robert von Mohl. Erlangen. Enke 1856“) umfangreich und wenig bekannt ist. Man wird aus diesen Auszügen erkennen, welche Schätze unserer deutschen Prosa in Bibliotheken vergraben liegen.

Den Vortritt aber lasse ich dem Biographen von Friedrich Gentz, dem moralisch und politisch entrüsteten Herausgeber seiner Tagebücher.

Varnhagen von Enſe über Friedrich von Gentz.*)

„Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, ſondern ſind am Ende doch nur Wiederholungen und militäriſche wie diplomatiſche Berühmtheiten in Menge ſchwinden auf dieſe Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; andere können nur im Widerſpruche mit ihrem Zeitalter und ihren Verhältniſſen ſich fortmühen; manchen iſt nur ein Augenblick des höheren Berufes gegönnt und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenſchaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entſprechen, halten die Umſtände und das Talent mit einander Schritt, findet dieſes ſeine volle Entfaltung und behauptet ſich in ihr, ſo ſehen wir das reiche Schauſpiel einer gelungenen Menſchenblüthe, wie ſie ſelten erſcheint; und hat ſich das Talent erſt ſeinen Lebenskreis erringen müſſen, war es nicht gleich anfangs in ihr geſtellt, und zeigte es noch überdem mit den tiefſten und eigenſten Gemüthskräften ſich verſchwiſtert, ſo ergeben ſich Erſcheinungen, die in ihrer Art ſchlechthin als einzige daſtehen und der Welt nicht leicht ein zweites Mal vorkommen.

Eine ſolche Erſcheinung iſt Gentz. Es gab eine ſolche Geſtalt, ſie war einmal möglich, ſie leuchtete auf und traf glücklich die Weltumſtände, in denen ſie gedeihen konnte; ſie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derſelben Perſönlichkeit dieſelben Zeitläufte auf's Neue zuſammentreffen, die Uebereinſtimmung dieſer Bezüge, ihr wechſelſeitiges Eingreifen in einan-

*) „Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel.“ Von Varnhagen von Enſe. Leipzig 1836.

der sind die Bedingungen eines solchen Daseins. Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit und auf dem deutschen Schriftstellerboden. Eine Stellung wie er hat noch niemals Jemand gehabt und wird Niemand wieder erlangen.

Ein bürgerlicher Autor schwang er sich zu fürstengleichem Leben und Ansehen auf, ein untergeordneter Beamter zu europäischen Wirksamkeit empor. Niemals ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanze aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigerer Fülle ausgeschlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz ist zuletzt doch einzig seine Schreibfeder, deren beredte Meisterschaft er zuerst in Druckschriften dargethan. Zu seiner Feder gehörten aber wieder der ganze Mensch, sein wundervolles Sprechen, seine Leidenschaften, und sogar seine Schwächen. Er hätte nicht schreiben können, was er geschrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte Alles zu dem gleichen Ziele einträchtig die entgegengesetzten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Lässigkeit, Muth und Furcht, das Talent ist in ihm von dem Menschen nicht zu trennen, dieser nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichste Uebereinstimmung zu Theil geworden. Er sah seine Thätigkeit wie seine Befriedigung unabänderlich in derselben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beschieden, keinen Theil seines Lebens an einen Irrthum setzen zu dürfen, keine unsichere Wahl vor sich zu sehen. Und so war er Einer der wenigen Sterblichen, die man im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre glücklich nennen kann!«

»Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich wirklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Parteihasses hat er lebenslang fühlen müssen; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein schmeichelhafter Ersatz geboten.

Die Verbindungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, die Bewachung der englischen und nordischen Verhältnisse, und die Beleuchtung der politischen Rechte und Interessen der Staaten, so wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieterische Willkür revolutionärer Gewaltherrschaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenstand seiner beharrlichen Aufmerksamkeit, seines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbstständigkeit und Freiheit, den er auf diese Art fortführte, mit großem Geistesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geschmäht von dem Gegner, der im Siege nur stets furchtbarer wurde. Gentz hat Meisterwerke geliefert in dieser Epoche. Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wiedergelesen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geist athmet darin, sondern auch ein warmes, von edler Leidenschaft ergriffenes Herz, ein großer Charakter, der auch in den Jahren tiefsten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängnissen und Gefahren nie wankte, sondern mit Entschlossenheit ausharrte, und seiner

klaren Einsicht stets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entströmen ließ.

Daß mit Napoleons Besiegung der frühere Zustand der Welt nicht herzustellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Gestalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte sich bald genug offenbart, und derselbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechsel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Bestehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falscher Ansprüche. Hier zeigte sich Gentz abermals in seiner Meisterschaft und Rüstigkeit; frischen Muthes war er stets bereit, jede Herausforderung, die seiner würdig schien, anzunehmen. Auch in diesem Kampfe suchte er sich stets die Häupter aus, seinem Grundsatze getreu, jede Partei nur in ihren höchsten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge und ihre unmittelbaren Interessen ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete sie nicht, aber er sagte, jeder Mensch müsse sich bescheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und so habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb seines Faches und Berufes gestellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es sich verlohne anzubinden, und gewöhnlich trete das schnell genug ein. Mit den Franzosen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab stets Blößen, und ihre Stimme fand auch sonst Widerspruch; andere Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutschen auf. Grade den mächtigsten und ihm gefahrvollsten stellte er sich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache

und gutem Anstande, wußte er diese Streitigkeit zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße senkend, schritt er heran, und wo der Ausgang unentschieden bleiben mußte, behielt er wenigstens den guten Anschein auf seiner Seite, welchen der geschickte Vortrag und das feine Benehmen so leicht erwerben. Nicht immer in derselben Weise wurde ihm erwidert; es erhoben sich wüthende Pöbelstimmen gegen ihn. Doch diese, gleich der Verkennung, welche ihn so häufig auch von Seiten der Bessern traf, die rohen Anschuldigungen feiger und knechtischer Denkart, fellen und heuchlerischen Sinnes konnten ihn tief schmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.«

Robert von Mohl über Friedrich von Gentz.

»War schon das erste Auftreten des jungen politischen Schriftstellers nicht ohne Bedeutung gewesen, so erscheint doch Gentz in dem zweiten Abschnitte seiner Schriftstellerlaufbahn in einem noch weit höheren Lichte. Hier handelt es sich von der Bekämpfung der Napoleon'schen Weltherrschaft; und in diesem Kampfe tritt er denn nicht nur selbstständig in bleibenden Werken, und zwar als einer der ersten politischen Dialektiker aller Zeiten und einer der beredtesten Redner in irgend einer Sprache auf: sondern er erhebt sich — was ihm doppelt anzurechnen ist — bis zur höchsten Verwegenheit, zur zähesten Ausdauer und zu einer großartigen Begeisterung. Er, der Weiche und Weichliche, der im gewöhnlichen Leben so furchtsame, verliert in dieser Zeit auch nach den schwersten Niederlagen niemals

völlig und auf die Dauer den Muth, ohne sich zu täuschen über die Gefahr des Kampfes auf Tod und Leben, mahnt er mit glühenden Worten zum Wiederbeginne in jeder passenden Frist. Nach Austerlitz spricht er noch kühner und gröber, als so lange er unmittelbar auf Sieg hoffte. Und nichts wäre wahrlich falscher als in ihm hier nur den bezahlten Rhetor Oesterreichs zu sehen. Dieser Krieg bis zum Messer mit dem übermüthigen Verletzer alles Völkerrechtes, dem Zerstörer des Gleichgewichtes unter den Staaten, dem Vernichter jeder Selbstständigkeit anderer Reiche, ist ihm in tiefster Seele Bedürfniß, und es ist seine innerste Ueberzeugung, daß zur Rettung von Europa der letzte Hauch daran gesetzt werden müsse. Er schreibt so wenig nur in Auftrag, daß ihm im Gegentheile seine eigene Regierung viel zu matt ist, und er mit unverhüllter Verachtung auf unfähige und mattherzige Vorgesetzte (z. B. Cobenzl) herabblickt. Er wendet sich, ganz ohne amtliche Veranlassung, sondern aus eigenstem Triebe, an Schweden, an Ludwig XVIII., durch zweite Hand an Preußen, um sie zum Widerstande in Wort und That zu bewegen; er legt immer wieder in ausführlichen Erörterungen die Gefahr, die Nothwendigkeit der Vertheidigung, die Möglichkeit des Gelingens bei rechtem Wollen und Denken dar, auch wo er abgewendete Ohren und stumpfe Beurtheilung findet. In der That, hätte Deutschland in jener Zeit viele Männer seiner Art gehabt, es wäre nicht so tief und so lange gefallen. Man mag Gentz wegen anderer Seiten seines Lebens und anderer Gegenstände seiner Thätigkeit hassen und vielleicht verachten, hier aber war er nicht nur ein tüchtiger, sondern ein großer Mann. Und wenn es auch richtig sein mag, daß ihn zu diesem Sturmlaufe gegen die französischen Dränger zunächst nicht die Sorge um das von dem-

ſelben ebenfalls niedergetretene Recht und Wohl des Volkes, ſondern vielmehr die Bekümmerniß um den völkerrechtlichen und politiſchen Schaden der Regierungen bewog: ſo ändert dies einmal nichts an ſeiner perſönlichen Tapferkeit, und es darf auch dem Staatsmanne nicht verdacht werden, daß er das vor Allem ins Auge faßte, was ihm am nächſten lag. Auch hat die Sache des Volkes durch dieſe Auffaſſung nichts verloren. Wenn ein endlicher Sieg möglich ſein ſollte, ſo mußten alle Kräfte angeſpannt, ſämmtliche Gründe zu Wagniß und Ausdauer ins Spiel gebracht werden.«

»Einen der mächtigſten Schriftſteller und bedeutendſten Staatsmänner unſeres Volkes, einen perſönlichen Gegner des großen franzöſiſchen Imperators, *als einen gewöhnlichen Schlemmer und als einen gemeinen Miethling aufzufaſſen, iſt geradezu lächerlich.*

Obgleich ihm keineswegs eine Gleichgiltigkeit gegen das Wohl der Einzelnen und der Staaten angeboren war, und obgleich er ſich nicht inſtinktmäßig zur Unterdrückung neigte, wie ſich dies deutlich aus ſeinen früheren Arbeiten und aus manchen ſpäteren Aeußerungen ergibt; ſo fühlte er doch perſönlich inſtinktmäßige Nöthigung dazu, in dem ewigen Kampfe zwiſchen Ordnung und Freiheit ſich auf die Seite der erſteren zu ſtellen.

Nichts iſt unrichtiger, als daß Gentz käuflich geweſen und ein gegen ſeine innere Ueberzeugung laufendes Syſtem für Geld vertheidigt habe. Seine ganze Lebensgeſchichte zeigt, und ſein eigenſtes Weſen erklärt es, daß er gegen alles ihm irgend revolutionär Scheinende aus voller Ueberzeugung geſtimmt war, und daß er es bekämpfte, auch wenn

und wo er keinerlei Vortheile davon oder Auftrag dazu hatte: Wie wäre es möglich gewesen, daß ein vom Gegentheile Ueberzeugter so eindringlich und so subjektiv wahr hätte sprechen können?

Niemand ist noch aufgestanden, welcher seinem eigenen Gefühle ein so schlechtes Zeugniß ausgestellt hätte, daß er einen den Worten widersprechenden Wunsch und Gedanken aus Gentz's Schriften herauszuhören behauptete. Aber Gentz nahm allerdings eine Stellung an, in welcher er für die Bekämpfung der Freiheitsrichtung bezahlt wurde. Es konnte ihm etwas zugemuthet werden, da man wußte, daß er nicht unabhängig sei; doch trieb ihn diese äußere Nöthigung nicht weiter, als zu einer Verzichtung auf eigenes Urtheil in untergeordneten Fragen; in der Hauptsache kann sie nur als eine wirkliche Bestärkung in der ihm ohnedem genehmen Anschauung betrachtet werden.

Endlich, und wohl nicht am wenigsten, trug zu Gentz's Stimmung in öffentlichen Angelegenheiten bei, daß er seine Verachtung gegen das Urtheil der großen Menge in staatlichen Dingen übertrug auf das Recht dieser Menge. Dies ist sicher tadelnswerth, aber begreiflich. Er war früh in die Lage gekommen, den geheimeren Zusammenhang der politischen, namentlich der auswärtigen Angelegenheiten kennen zu lernen. Wie jeder, welcher je in der Lage war, hinter den Vorhang zu schauen, ward er unangenehm berührt durch das seichte und unwissende Gerede gar nicht oder nur halb Unterrichteter über die ihm wesentlich anders bekannten Dinge; und nichts ist daher begreiflicher, als daß er sich daran gewöhnte, mit Wegwerfung von Tagesblättern, Flugschriften u. dgl. zu denken, und daß ihm das Urtheil des unkun-

digen Publizisten in politischen Angelegenheiten nichts galt. Allerdings hätte ein Mann von dem Scharfsinne und der Umsicht Gentz's in diese Verwirrung der Begriffe nicht verfallen, hätte vielmehr einsehen sollen, daß ein Bürger zwar wohl über die Mittel und Bedürfnisse des europäischen Gleichgewichtes oder über den Zweck und den Stand einer geheimen politischen Verhandlung Verkehrtes sprechen und selbst Schädliches oder Unmögliches wünschen kann, dabei aber ganz im Rechte sein und Vernünftiges verlangen mag, wo es sich von seinen eigenen Ansprüchen auf gesetzliche Freiheit und von einer den Bedürfnissen des Volkes entsprechenden Regierung handelt. Wäre er muthiger, frischer und weniger abgenützt gewesen, so hätte er dies auch anerkannt. Leider war und ist er aber keineswegs der Einzige, welcher in diese Verwechslung verfallen ist; dieselbe ist wohl an größerem Unheil schuld, als gewöhnlich angenommen wird.«

Endlich muß ich die Ansicht Rob. v. Mohl's über die Briefe an Joh. v. Müller beifügen. Ein glänzenderes Zeugniß ist noch nie einem Publizisten von dem competentesten Richter gegeben worden.

»Die Briefe an Müller sind ein ewiges Denkmal von der Thätigkeit, der Entschlossenheit und der todesernsten Ueberzeugung Gentz's in der unglückseligen Zeit vor und in den Kriegen von 1805 und 1806. Bei diesen im engsten Vertrauen, ja im tiefsten Geheimnisse gemachten Mittheilungen kann natürlich von irgend einer amtlichen Maske oder einem Auftrage gar nicht die Rede sein. Um so unbedingter muß die Kraft der Gesinnung und des Verstandes in ihrem ganzen Umfange anerkannt werden. Diese Briefe sind ein wahres Labsal in jener unseligen Zeit und

Gentz erscheint in ihnen in einem ganz neuen Lichte. Namentlich darf es wohl überraschen, auch ihn der deutschen Einheit mit Beredtsamkeit und tiefer Staatsweisheit das Wort reden, die Zersplitterung des Vaterlandes und seine daraus folgende Unmacht bitter beklagen zu hören.*

Gentz und Johannes Müller.

Für Jene, welche die Schriften von Gentz nicht genau kennen, glaube ich den Anfang und das Ende der eben besprochenen Korrespondenz mit dem berühmten Geschichtschreiber der Schweiz mittheilen zu sollen, als Probe, die zu näherer Kenntnißnahme auffordern mag.

In einem der ersten Briefe vom 14. November 1804 sagt Gentz:

„Es gibt besonders einen großen und vielumfassenden Punkt, um welchen sich unsere Korrespondenz häufig drehen wird und muß. Ich sehe, wie Sie, in der Aufhebung aller Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen, in der möglichsten Annäherung dieser beiden Staaten, in einer endlichen treuen Vereinigung derselben eines der letzten noch übrigen Mittel zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit von Europa, und zur Abwendung einer Sündflut von Uebeln, die mit jedem Tage furchtbarer ausbricht. Ich weiß sehr wohl, daß, so lange das jetzige österreichische Ministerium besteht, an eine solche Verbindung so wenig, als an irgend eine andere große und entscheidende Maßregel zu denken ist; aber die Zeiten können, und die Zeiten werden sich ändern; und deshalb scheint es mir weise, nothwendig und echt

Daher kam es auch, daß Gentz dieses Band so entschieden zerriß in dem Augenblicke, da der große Historiker als kleiner Mensch und als abtrünniger Patriot vor ihm stand.

Wenn manches, was Gentz geschrieben, der fieberhaften Bewegtheit der Gegenwart gegenüber zu ruhig scheinen, und dadurch auf uns minder prägnant wirken mag — so ist dieser Brief ein Beweis, daß die tiefsten Regungen einer wahrhaft genialen Natur den Einflüssen der Zeit nicht unterliegen, weil sie das Unsterbliche der Menschheit, das Dauernde im Wechsel, die Macht der Idee repräsentiren.

Letzter Brief von Gentz an Johannes Müller.

Prag, 27. Februar 1807.

»Daß Sie längst schon Muth und Neigung verloren hatten, für eine hochbedrängte Sache zu kämpfen, war mir bekannt. Daß Sie sich schon im vorigen Frühjahre ganz und gar davon zurückgezogen haben würden, wenn nicht der beständige Zuspruch Ihrer Freunde, Ihre Achtung vor einigen, Ihre Furcht vor andern Sie gehalten hätte, wußte ich. Daß in den letzten Wochen vor dem Ausbruch des preußischen Krieges Ihre Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit aufs höchste gestiegen war und einen nahebevorstehenden Abfall verkündigte, thaten unverkennbare Symptome mir kund. Nur mittelmäßig konnte es mich also wundern, daß Sie in Berlin zurückgeblieben oder gar (wie Andere behaupten) auf französische Einladung zurückgekehrt waren. Daß Sie nun, nachdem dies einmal geschehen, Ihre Grundsätze (wenigstens die,

welche seither für die Ihrigen galten), Ihren Ruhm, Ihre Freunde, die Sache Deutschlands, alles Große und Gute, das Sie Jahre lang gepredigt und verfochten hatten, in feigherziger Nachgiebigkeit gegen den Sieger, in lichtscheuen Unterhandlungen mit ihm, in doppelzüngigen Bekenntnissen und Erklärungen verläugnen und aufgeben würden, darauf war ich vollkommen gefaßt. Daß Sie aber Alles, was Ihnen theuer sein sollte, verrathen, sich öffentlich davon lossagen könnten — diesen Grad von Verwegenheit in der Untreue hätte ich nicht in Ihnen gesucht. Schon in den ersten Tagen des Monat Januar theilte man mir Stellen aus einem Privatbriefe mit, die über Ihre Abtrünnigkeit keinem Zweifel mehr Raum ließen. Die Parallele zwischen Friedrich und Bonaparte hätte ich Ihnen, so anstößig sie auch sein mochte, zuletzt doch wohl noch verziehen; ich weiß, wie sehr die Gegenwart Ihnen imponirt; und am Ende war ja Ihr Friedrich von jeher ein eben so wesenloses Schattenbild als heute Ihr Bonaparte. Empfindlicher war es mir, zu vernehmen, »Sie wären über das Schicksal der preußischen Monarchie zur Tagesordnung übergegangen,« eine Aeußerung voll unwürdigen Leichtsinns, barbarischer Selbstsucht und sträflicher Undankbarkeit gegen einen Staat, dem Sie, wenn nicht mehr, doch wenigstens einige der angenehmsten Jahre Ihres Lebens schuldig sind. — Ganz aber fiel der Schleier, als ich las: »Die an das morsch gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden, man müsse sich umdenken u. s. f.« Es ist unnöthig zu sagen, daß es eines Mehrern nicht bedurfte, um mich jedes Band zwischen uns als zerrissen, jedes Verhältniß als aufgelöst betrachten zu lassen. Indessen war es mein sehr fester

Vorsatz, Sie nie zur Rede zu stellen. Ich blieb auch diesem Vorsatze noch treu, als ich schon mit Widerwillen bemerkte, daß ähnliche Aeußerungen wie jene aus Privatbriefen ins Publikum übergingen; daß ich kaum mehr ein Zeitungsblatt aufschlagen konnte, ohne neben den verfassungsmäßigen Diatriben gegen mich auf Lobeserhebungen über den großen deutschen Geschichtschreiber, und »wie der alles überschauende Held sein Verdienst zu würdigen wisse«, zu stoßen. Das Geheimniß Ihrer Schwäche hatte ich längst durchdrungen. Noch schmeichelte ich mir immer, vorübergehende Veranlassungen, augenblickliche Verlegenheit oder Reiz haben Sie fortgerissen in diese schlüpfrige Bahn, und mit der Krisis werde Ihre Verirrung auch enden.

»Aber selbst diese letzte dürftige Hoffnung ist dahin. Eine öffentliche und sehr bestimmte Erklärung über die sogenannte neue Ordnung der Dinge in Deutschland — Ihre heutigen Bundesgenossen haben freundlich dafür gesorgt, sie aus der Literaturzeitung in die Hamburger zu befördern, damit sie nicht blos den Gelehrten bekannt werde — enthüllt Johannes Müller's Gedanken über die sogenannte rheinische Konföderation. Die gehässigste, schmählichste, frechste, verkehrteste, nichtswürdigste, unerträglichste aller Neuerungen unserer Zeit hat an Ihnen einen Lobredner gewonnen. In diesem meuchelmörderischen Attentate, wodurch der fremde Usurpator einer fremden Regierungsgewalt alles, was noch national bei uns war, unter die Hufe seiner Pferde gestampft hat, in dieser Schimpf- und Spott-Konstitution, gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen — einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn — Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höhern Gebieters — und einem selbstgeschaffenen,

Alles verschlingenden Oberdespoten — in diesem verworfenen Machwerk der Tyrannei konnte der lorbeerreiche Herold helvetischer und germanischer Freiheit »den Keim einer trefflichen Verfassung« und Stoffe und Anlagen finden, die es jedem Deutschen (proh pudor!) werth machen müssen, in seinen Kreisen zu leben! Und um unsere oder seine Schmach zu vollenden, bietet er uns als Ausleger, Gewährsmann und Hüter dieser neuen goldenen Bulle den sogenannten Großherzog von Berg, einen französischen Abenteurer dar, dessen bloße Existenz auf unserm Boden eine Landplage der erschrecklichsten Gattung und ein unauslöschlicher Schandfleck für Deutschland ist.

»Wie soll man solche Dinge erklären? Wurde Ihr heller und durchdringender Geist urplötzlich so grausam verfinstert, daß Sie das, was Ihnen kaum sechs Monate zuvor (wie schrieben Sie noch im Juni an Dalberg!) in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenvoll halten? Oder verleitet Sie irgend ein schnödes Interesse, irgend eine niedrige knechtische Furcht, wider bessere Ueberzeugung zu schreiben? Nach einer oder der andern dieser Hypothesen wird das Urtheil der Zeitgenossen greifen. Was mich betrifft, ich nehme keine von beiden an. Ich schmeichle mir, Sie tiefer durchschaut zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für Andere zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können; Sie sind und bleiben das Spiel

jedes vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermälen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Kapitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen. Die wahre Quelle Ihrer jetzigen Verirrung ist blos, daß Sie, von allen Guten getrennt, von Schwachköpfen oder Schurken umringt, nichts mehr sahen noch hörten, als das Böse. Wenn Sie sich entschließen konnten, Berlin aufzugeben, so waren Sie wahrscheinlich gerettet. Warum folgten Sie dem Könige nicht? Warum suchten Sie nicht eine Zuflucht in Oesterreich? Warum zogen Sie nicht zu Armfeldt in Stralsund? Ihre eigentliche Strafbarkeit liegt in Ihrem Bleiben; alles Uebrige war eine unvermeidliche Folge davon.

»Ob diese Erklärung milder oder strenger, ob sie kränkender oder ehrenvoller ist, als die, welche Sie vom Publikum zu erwarten haben, entscheide ich nicht. Für mich ist es die einzige, die Stich hält, und ich weiß, daß es die wahre ist.

»Glauben Sie nicht, daß ich diesen harten Brief ohne die lebhaftesten Schmerzen geschrieben habe. Ob ich Sie zu schätzen gewußt, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle also, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil aus; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie;

Sie zu haſſen, iſt mehr als ich vermag. Wenn Gott unſere Wünſche erfüllt, und meine und anderer Gleichgeſinnten Bemühung krönt, ſo wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber dieſe iſt von allmächtigem Gewichte. Die Ordnung und die Geſetze werden zurückkehren; die Räuber und der Uſurpator werden fallen; Deutſchland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weiſen Regenten emporblühen!«

Nachwort.

Während des Druckes dieſer Schrift kamen mir die Blätter der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« zu, die über Gentz aus Anlaß der Tagebücher eine Reihe tendenziöſer Aufſätze bringt. So viel Rache für eine ihr mißliebige Bemerkung!

Ich hebe nur einige der falſchen Züge dieſer Kritik hervor:

Gentz wird beſchuldigt, daß er über Alle in Oeſterreich abſpreche, nur den Grafen Stadion anerkenne, »deſſen Politik er aber entgegenarbeitet, indem Stadion die möglichſte Ausdauer im Kampf, Gentz aber das unbedingte Ergeben an Napoleon empfiehlt.« Das unbedingte Ergeben an Napoleon! — ein für Gentz unmöglicher Gedanke. Er hat ihn nie ausgeſprochen, auch im Tagebuche nicht. Er wollte den Krieg ſiſtirt haben, aus Gründen, die er auf mehreren Blättern umſtändlich erörtert, mit der Schlußbemerkung: »Je ne m'en repentirai jamais — — d'avoir détourné de la monarchie une entreprise, qui sous une pareille direction ne pouvait absolument que consommer sa chûte dans très peu de temps.« Er arbeitete nicht etwa Stadion heimlich entgegen, wie man aus jener Textirung glauben ſollte, er ſprach mit ihm ganz offen darüber, fügt aber hinzu: »La légèreté avec la quelle il s'est jeté dans une aussi pénible carrière, a été la

première cause de notre perte. Dieu me garde de divulguer cette vérité, d'en convenir seulement tout haut, mais elle doit être consignée ici,*) car elle est une de clefs principales des événements qui ont renversé l'Etat.« Und ſpäter, als er den Abſchied von Stadion beſpricht: »Nos adieux ont été tendres et touchants. Jamais il ne m'a montré plus d'attachement et plus d'amitié. Chose bien remarquable! Il y a eu dans ces derniers temps une nuance d'opposition assez caractérisée dans nos vues politiques; j'ai même directement travaillé contre lui, et je me glorifie de l'avoir fait. Et cependant, la pureté de nos intentions réciproques, et la réunion de nos idées divergentes dans un centre commun, jointes à des sentimens personnels, que chacun connaissait à l'autre, ont conservé et même consolidé nos rapports. Le comte Stadion inclinait pour la guerre, mais il rendait justice aux motifs qui me portaient à la paix, et au fond il les approuva. Moi, j'étais prononcé pour la paix; mais je concevais et ne désapprouvais pas absolument les raisons qui le faisaient pencher pour la guerre. La destruction de la monarchie, quoique également certaine par la paix et par la guerre, était la base commune de notre tolérance réciproque.«

Kann man ein edleres, ehrenwertheres und zartfühlenderes Selbſtbekenntniß eines Politikers irgendwo finden? Und dieſes ſeltene Schauſpiel zweier Staatsmänner, die, bei gegenſeiti-

*) Die Stelle beſtätiget an ſich den rein privaten Charakter dieſer Aufzeichnungen. Dafür ſpricht aber auch ihr merkwürdig ſchlechter deutſch-franzöſiſcher Styl. So kann ein Gentz, der elegant franzöſiſch und engliſch ſchrieb (wie ſeine Staatsſchriften bezeugen), der alles für den Druck Beſtimmte ſorgfältigſt ausarbeitete, unmöglich für das Publikum geſchrieben haben.

ger persönlicher Zuneigung, ohne Haß und Neid, ohne Schimpf und Spott, auf ihrer direkt widerstrebenden Ansicht bestehen — das wird nach heutiger Anschauung als Verrath des Einen an dem Andern produzirt!

Gentz wird beschuldigt, daß er auf den Sieger von Aspern »Schimpf und Schmach zu häufen sucht«. Thatsächlich aber hat er nur für sich die Aeußerungen Anderer notirt, die ihm damals einen Aufschluß über die faktischen Verhältnisse zu geben schienen. Es waren Ausdrücke momentaner Verstimmtheit, wie sie fast immer in Kriegszeiten vorkommen. Er bemerkt dies einmal selbst. Er führt sie nicht als seine Meinung an, er nennt seine Quellen, er sagt ausdrücklich: »Der Adjutant des Erzherzogs Max, Graf O'Donell, Ferdinand Palffy, General Bubna ꝛc. haben sich so geäußert.« Er sagt weiterhin mit derselben Neutralität: »Bubna entschuldigt den Erzherzog Karl und beschuldigt den Erzherzog Johann (wegen der bekannten Verspätung). Einige Blätter später führt er eben so unbefangen die Aeußerungen des Fürsten Wenzel Lichtenstein an, welche die politischen und militärischen Vorzüge des Erzherzogs Johann in das günstigste Licht stellen. (»Il parait certain, qu'il n'y aura pas de demi-mesures avec lui; heureux, il poussera ses avantages jusqu'au point le plus avancé; malheureux, il ne se rendra qu'à la dernière extrémité. L'armée est remplie de confiance dans ce général.«)

Ein Zug seiner Selbstständigkeit aber wird von seinen Feinden nicht erwähnt; er könnte dem Bilde schaden, das sie von ihm entwerfen. Gentz sagt nämlich: »J'ai rencontré l'archiduc Jean; il ma dit de venir le voir. Je ne l'ai pas fait; j'ai trop craint l'embarras cruel dans lequel je me trouvais avec lui, ne

pouvant pas toucher une seule corde, sans lui dire des choses désagréables, ou mentir à ma conscience.«

Gentz wird verklagt, daß er darauf ausging, die österreichische Armee zu verleumden!

»Dieser von Selbstsucht wie mit dreifachem Leder umgürteten Seele, die doch von Oesterreichs Brot lebte, entlockt nicht die leiseste Theilnahme das Schicksal der tapfern Armee und des braven Volkes.« Das wagt man von einem Gentz zu sagen. Natürlich, weil es eben nicht im Tagebuche steht, der einzigen Quelle, die man jetzt kennt. Die Briefe an Johann Müller aus derselben Zeit gelten nichts! Aber selbst das Tagebuch erzählt, wie er mit wahrem Schmerz erfahren, daß das Bulletin Bonaparte's theilweise wahr sei, welches den erlittenen Schaden wenigstens eben so sehr der durch die Donau zerstörten Brücke als der Tapferkeit der österreichischen Truppen zuschreibt; er fügt aber bei: »Es ist dessenungeachtet falsch, daß diese Zerstörung der Brücke das Werk des Zufalls war, unsere Bemühungen haben mehr dazu gethan als die Donau.«

Eine ungünstige Notiz über die Stimmung der Armee, welche er, wie die »Allgem. Zeitung« sagt, Männern »in die Schuhe schiebt«, die bis ans Ende treu zur Dynastie standen, fängt wie immer mit der Angabe der Quelle an. Er notirt für sich, was er in einem der interessantesten Gespräche des Tages vom Fürsten Reuß, einem der Adjutanten des Fürsten Lichtenstein, gehört, bemerkt aber dazu: »Je crois bien que les propos qu'ils tiennent dans ce sens sont pour la plus part du temps le fruit d'un dépit momentané, mais ils peignent toujours la disposition actuelle des esprits, et l'état déplorable dans lequel nous nous trouvons.«

Als ein gewichtiges Argument für die Schlechtigkeit dieſes verdorbenen Charakters führt die »Allgem. Zeitung« dann einen Ausſpruch Napoleons an, mit den Worten: »Wie ganz anders dagegen lautet Napoleons Urtheil über die öſterreichiſche Armee!« Sie vergißt aber zu erwähnen, daß dieſes vortheilhafte Urtheil nur in den Tagebüchern von Gentz ſteht, und ſonſt nirgends zu finden wäre, und daß es mit derſelben Neutralität wie früher die andere Meinung aufgeſchrieben wurde.

Dagegen wird ein (auch jetzt) intereſſanter Ausſpruch über Napoleon nirgends erwähnt, weil er nicht in den Plan ſolcher Referate paßt. Gentz ſagt nämlich in einem Geſpräche mit Bubna: »Je lui ai dit — et c'est un des résultats que la conduite de Bonaparte dans les derniers événemens m'a suggéré — que nous avons peut-être à nous reprocher d'avoir toujours envisagé cet homme sous un point de vue trop tragique, que nous aurions mieux fait dans plusieurs occasions, en fixant plutôt nos regards sur ce qu'il y a en lui de l'arlequin politique, du jongleur, du Cagliostro etc., que Bonaparte est l'homme du moment, que tout ce qui est plan organisé, système profond, ensemble dans les vues et dans les desseins est beaucoup plus loin de cet homme, que nous avons bien voulu le croire.«

Natürlich werden in der bekannten Weiſe wieder die vielen Geldgeſchenke hergezählt, die Gentz annahm. (Weil er ſie ohne Pflichtverletzung annehmen konnte.) Darüber darf ich nur auf die Worte Mohl's (S. 42) zurückweiſen. Wenn aber die »Allg. Ztg.« ſagt: »Ein Staatsmann, der von aller Welt ſich beſtechen läßt, und dies auch gar kein Hehl hat, und doch bei der Diplomatie in Geltung bleibt — dürfte nicht oft aufzufinden

sein,« so spricht dies nur dafür, daß eine Bestechung, die man offen und ohne Nachtheil für seine Geltung bekennen kann — eben keine Bestechung war.

Wenn endlich als stärkster Beleg für diese Verlästerungen das unbillige Urtheil von Gervinus zitirt wird, so beweiset dies neben dem oben von Gervinus Angeführten nichts Anderes, als daß selbst ein großer, tiefdenkender und die vergangene Zeit in ihrem eigensten Wesen erfassender Historiker sich von persönlichen Antipathien gegen den Einzelnen zu Aeußerungen verleiten ließ, die seiner grundsätzlichen Ansicht direkt widerstreiten; weil er vergessen hat, daß der Mensch, wie eine Pflanze, fest in dem Boden der Zeit steht, die ihn hervorgebracht; daß der größte Geist über seine Zeit nur im Denken hinaus kann, nie im praktischen Wirken. — »Wir Menschen treiben nicht, wir werden getrieben.«

Hatte ich es bisher nur mit dem Nachworte Varnhagen's zu thun, so zwingt mich der gehässige Gebrauch, den man von den Tagebüchern macht, über die Berechtigung zur Herausgabe überhaupt noch ein Wort zu sprechen.

Varnhagen sagt im Vorworte, »seine Tagebücher sind gleichsam das Recht, das er seinem Gewissen zugesteht, eine Selbsthingabe zu Schuld oder Rechtfertigung, je nachdem das Urtheil sich wenden möge.« Kann daraus ein gebildeter Mann das Recht ableiten, diese Privatnotizen drucken zu lassen? Ist das Recht, das man seinem Gewissen zugesteht, auch ein Recht, welches dem Publikum zusteht? Ist es ehrlich und anständig, intime Aeußerungen über Verhältnisse, die man selbst kennt, die, wie man selbst sagt, »nothwendig den Schreibenden in ein nachtheiliges Licht stellen,« ohne weitere Bemerkung in die Welt zu senden?

Dessenungeachtet sagt Varnhagen, »den Auszug schrieb er offenbar (!) in der Absicht, daß derselbe bewahrt, und einstiger Mittheilung zugewiesen werde.« Welchen Abgrund von Falschheit verbergen diese glatten Wendungen diplomatischer Sprache. — Einstiger Mittheilung! Freilich als Material für irgend einen, wenn auch geringen, biographischen Zubau; nicht aber als rohes Baumaterial, das man den Lesern in seiner kruden Gestalt als Bauziegel hinwirft. Dazu noch die Frechheit, zu sagen: »Wir erachten es daher ganz im Sinne des nun schon seit vielen Jahren im Grabe Ruhenden, wenn wir jenen Auszug .... mittheilen.« Wer sind diese »Wir«? Er hat nicht einmal den Muth, als Ich für seine Worte einzustehen, er hat auch Grund genug, diesen Muth nicht zu haben.

Denn wie diese Mittheilung »ganz im Sinne« von Gentz lag, das kann eine Stelle eben dieser Tagebücher beweisen. Gentz spricht über den Wiener Congreß und sagt: »Meine Noten aber, so wie sie mir der Augenblick eingab, liegen zu lassen, und dereinst, wer weiß welchen Händen zu überliefern, hielt ich nicht allein für unklug und undelikat, sondern in mehr als einem Betracht für unredlich und gewissenlos, denn ich stand den Begebenheiten zu nahe, und war zu lebhaft davon betroffen, um bei reiner Geschichtschreibung stehen zu bleiben, und mir nicht in unzähligen Fällen Kritik, zuweilen strenge auch wohl bittere Kritik zu erlauben. Und da ich mich nie dazu berufen fühlte, gegen große Männer, die ich persönlich schätzte und liebte, und denen ich mannigfaltigen Dank schuldig war, das Amt eines Censors auszuüben, so habe ich der Idee, politische Memoiren zu hinterlassen, ein- für allemal entsagt, und meine sämmtlichen Notate vernichtet.« So spricht ein redlicher

und zartfühlender Mann. Und dieser rücksichtsvollen Aeußerung gegenüber soll eine der rücksichtslosesten Geldspekulationen gerechtfertigt sein? Ist dies — seit der Veröffentlichung des Briefwechsels mit Humboldt — nicht ein weiterer Beleg dafür, daß das Biographengeschäft Varnhagen's in ein förmliches Piratenthum ausartete; daß er das, was er selbst nicht an Mann zu bringen wagte, wenigstens durch seine Erben ausnützen lassen wollte, die es denn auch »mit scheuloser Keckheit« ausbeuten. Welcher bedeutende Mann wird denn jetzt an die Reihe kommen, und in dieser Mühle geldgieriger Skandalsucht zermalmt werden — so fragt man unwillkürlich bei all den Schaustellungen, deren Unternehmer im Hinblick auf den Profit alle Rücksicht auf die Ehre des Urhebers selbst vergessen.

Nur einer so rohen Publikation ist es zu verdanken, daß man mit solcher Berserkerwuth über die Tagebücher herfallen kann. Man gibt sie für historische Dokumente aus, während sie nichts als flüchtige Privatnotizen sind. Nicht als ob Gentz das, was er schrieb, nicht wirklich gedacht oder gehört hätte, — aber es ist eben nichts Anderes, als eine Kopie der wechselnden Meinungen und Gespräche des Tages, die Gentz für sich — nicht für Andere — niederschrieb. Seine Ansichten über Personen und Verhältnisse konnten, ja sie mußten sich durch spätere Erfahrungen ebenso ändern, wie die Ansichten Anderer. Und darin liegt der Gipfel der Perfidie eines weltkundigen Mannes, die flüchtige Meinung als eine dauernde zu fixiren, Derartiges dann erst drucken zu lassen, wenn der Autor nichts mehr weiter dazu oder darüber sagen kann.

Nur dadurch war es möglich, daß die »Allg. Zeitung« jede momentane Aeußerung von Gentz hervorsuchen, und daraus ein

Mosaikbild zusammenfügen konnte, welches als historisches Porträt gelten soll.

Für Jeden, der Gentz wirklich kennt, ist es nichts Anderes als ein von Unkenntniß und Schmähsucht gezeichnetes Zerrbild.

Diesem Unfuge gegenüber appellire ich an die ganze deutsche Presse. Sie soll zeigen, ob sie nur von politischem Parteiinteresse und literarischem Koterietreiben beherrscht sei; ob es noch so sei, wie es bisher war, daß die Firma eines Verlegers genüge, um jedes freie Urtheil niederzuschlagen und eine herrschende Macht zu fügsamen Sklaven zu machen. Sie soll zeigen, ob sie noch auf der Stufe der Unselbstständigkeit stehe, auf der sie Friedrich Gentz verachten mußte, oder ob sie, der großen Zeit, in der wir leben, würdig, sich über die kleinen, gemeinen Motive des Tages zu erheben vermöge; ob sie bereit sei, der ersten aller Freiheiten, der sie ihre Existenz verdankt, der Freiheit ehrlicher Ueberzeugung eine Gasse zu öffnen. Sie soll beweisen, daß sie die erste Bedingung menschenwürdigen Daseins, daß sie die Wahrheit anerkenne als die höchste leitende Idee, als den Grund und das Prinzip alles politischen Fortschrittes.

Dann »versteht sie Alles« — dann weiß sie auch, daß man Willkür, Bedrückung und Verfinsterung verabscheuen und auf das Aeußerste bekämpfen; daß man die Luft der Freiheit wie die reine Gebirgsluft ersehnen, und doch dem wahrhaft Konservativen gerecht werden kann. Er steht jedenfalls höher als der unechte Liberale. Wahrheit oder Schein sind die einzigen Werthmesser des Politikers; denn sie entscheiden, ob ihm der Staat Zweck oder Mittel sei. Wohl ist es schwer, Gerechtigkeit zu üben in unserer Zeit, die für ihren Riesenfortschritt nur zwergenhafte Menschen findet. Bei dieser Armuth an edlem Sinn

und hohem Charakter, bei diesem Uebergreifen kleiner Spezialinteressen über den großen Gedanken des allgemeinen Wohles, bleibt uns freilich nichts übrig, als das ängstliche Anklammern an das politische Glaubensbekenntniß; weil wir die Ehrlichkeit überall bezweifeln, weil Mißtrauen und Geringschätzung die allgemeinen Maßstäbe des öffentlichen Lebens geworden sind. So aber darf es nicht bleiben. Wenn wir die Freiheit wahrhaft lieben, so müssen wir uns selbst befreien von Allem, was die Weltbedeutung des öffentlichen Lebens zu kleinlichen Hauskonflikten erniedrigt.

Können wir dem politischen Gegner nachweisen, daß er sich vor der Macht beugt, sei sie Regierungs- oder Volksmacht — so ist unsere Rechnung abgeschlossen. Steht er fest bei seiner Ueberzeugung, so muß er geachtet werden, sonst hört alle politische Würde auf. Ein gesundes Parteileben ist die Bedingung jedes gesunden Staates. Dürfen sich die Parteien gegenseitig verachten, so bleibt von der ganzen Politik nichts Achtungswerthes übrig, und das höchste Schauspiel menschlicher Entwicklung, das vernünftige Zusammenwirken eines freien Volkes, sinkt zum gemeinen Intriguenspiele herab.

Literarische Notiz.

Die beste Sammlung der kleineren Schriften, namentlich der Briefe von Gentz, ist die von G. Schlesier in fünf Bänden. Mannheim 1838—1840.

Schriften, die jetzt noch, selbst dem Nichtfachmanne, als eine höchst bedeutende und interessante Lektüre empfohlen werden können, sind:

»Fragmente aus der neuesten Geschichte des europäischen Gleichgewichtes.« Leipzig 1806.

»Briefwechsel zwischen Gentz und Joh. v. Müller,« herausgegeben von Gust. Schlesier. Mannheim 1840. (Auch als Band IV der Sammlung.)

Die Manifeste von 1809 und 1813 finden sich im II. Band von Schlesier.

Das Tagebuch über den Aufenthalt im preußischen Hauptquartier vor der Schlacht von Jena (einer der wichtigsten Beiträge zur neueren deutschen Geschichte, ein publizistisches Meisterwerk) im französischen Original in: »Mémoires et lettres inédits du Chev. de Gentz.« Publ. par Schlesier. Stuttgart 1840. — Deutsch im II. Bande der Sammlung von Schlesier.

DB 80.8 .G4 G4 C.1
Ueber die Tagebucher von Fried
Stanford University Libraries
3 6105 037 485 716

DB
80.
G4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.